

Rezensionen

Büssgen, Antje: Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2006. 442 S.

„Die *Kunst*, oh Mensch, hast du allein“, sagt Schiller im Gedicht *Der Künstler* emphatisch aus, und nach diesem Gedicht gibt es für den Menschen, der „an des Jahrhunderts Neige“ steht, nur dieses einzige Terrain, das der Kunst nämlich, auf dem er sich von der sonstigen Kreatur unterscheidet. Die Rolle der Kunst wird jedoch auch dadurch akzentuiert, dass nach Schiller allein Schönheit (Ästhetik) fähig ist, die Harmonie im Menschen wieder herzustellen „und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen“ zu machen. Schillers Konzept, das er in den *Ästhetischen Briefen* darlegt, korrespondiert aufs Engste mit den Ansichten Bennis, der im Sinne von „Erziehung durch Artistik“ der (autonomen) Kunst auch eine besondere Bedeutung zuspricht im Blick darauf, dass die Kunst auf „feinere Empfindungsvermögen“ wirkt und somit die „Verwandlung des Stils und der Gesinnung“ herbeizuführen vermag. Kunst kann dies nach Benn leisten, da sie nicht Erziehung, „sondern das andere [ist], eben Kunst“ (*Prosa und Autobiographie*).

Diese Parallelen stecken den Horizont des Forschungsinteresses von Antje Büssgens Buch *Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn* ab. Im Meer der zum Schiller- (2005) und Benn-Jahr (2006) erschienenen Publikationen zeichnet sich diese Studie nicht zuletzt dadurch aus, dass sie zum einen Schiller

als Skeptiker herauszustellen versucht, und dass sie zum anderen Benn – ein genuin neuer Aspekt in der Forschung – im Erziehungsdiskurs situiert, womit in erster Linie an eine ästhetische Erziehung gedacht wird. Büssgen geht in ihrer Studie selbstverständlich auch auf Bennis Erziehungs idee und deren Verknüpfungen mit der Politik ein. Bennis zeitweilige Sympathie mit dem Nationalsozialismus wird im Konzept der Analyse auch mit originären Argumenten ergänzt und in ein neues Licht gerückt. Zu erwähnen ist hier nur ein maßgeblicher Punkt, den Büssgen belegt, nämlich, dass Benn auch schon vor der Machtergreifung der Nazis volkspädagogische Überlegungen äußerte. Nicht diese Zusammenhänge bilden jedoch den Hauptgegenstand der Untersuchung.

Sowohl Schillers als auch Bennis Position – und hier schließt sich die Studie der Forschung an – ist aufs Tiefste von einer Kulturkritik geprägt, von einer Zeitdiagnostik der Krise und Krankheit, was jedoch eine Doppelstrategie ins Leben ruft, denn das Krisenbewusstsein wird mit einem Versöhnungswunsch gekoppelt, und beide Autoren entwickeln ein Konzept, das die Verlusterscheinungen in einem Kunstenthusiasmus aufzuheben sucht. Kunst sei fähig, so die Devise, den bruchstückhaften Menschen, seine Kräfte wieder zu vereinen. Damit wird (autonome) Kunst, das zeigt Büssgen eingehend, zum Religionsersatz.

Wie die Verfasserin darlegt, wird von Schiller in der fundamentalen Sinnkrise der Moderne ein Deutungsmuster zur Verbindung von Ästhetik und gesellschaftlichem Veränderungswillen entworfen, das traditionsbildend wirkt. Die Parallele zwischen Schiller und Benn erschöpft sich demnach nicht allein in der kulturkritischen Perspektivierung, sondern es wird überzeugend ausgeführt, dass die vergleichbaren intellektuellen und biographischen Dispositionen beider Autoren auch ähnliche ästhetische Lösungsvorschläge ins Leben rufen.

In Zeiten, in denen eine längerfristige Grundorientierung mit konsistenten Denk- und Handlungsmustern fehlt, in Zeiten, die mit dem Verlust traditioneller Konventionen einhergehen, soll nun die Kunst die „Richtung“ angeben und den Menschen aus seiner „Entwürdigung“ aufrichten (Schiller). Resultierend aus ihren Erfahrungen kann für beide Autoren allein die Ästhetik eine neue Grundorientierung geben.

Im vorliegenden Buch wird also unter den Bedingungen der Moderne auch der Idee der „ästhetischen Aufklärung“, die aus der Aufklärungskritik hervorgegangen ist, nachgegangen. Wichtig dabei ist für Büssgen, die Umbruchsphasen, in denen beide Autoren wirkten, miteinander zu verbinden, einen gemeinsamen Referenzrahmen zu erarbeiten und mit dessen Hilfe Traditionslinien ästhetischer Theoriebildung herauszustellen:

Die Erfahrung des Nihilismus, aber auch die kritische Einstellung zur Erkenntnis, was bereits für Schiller geltend gemacht wird, leitet zu

Nietzsche über. Um ihre These weiter zu spezifizieren, stellt Büssgen in der vorliegenden Studie einleuchtend dar, dass es zahlreiche Affinitäten zwischen Schillers und Nietzsches Historien-schriften gibt und dass bei Schiller auch in Hinsicht auf Nietzsches Betonung des Perspektivismus-Theorems einiges präformiert vorliegt. Das Nietzsche-Kapitel ist in der Abhandlung Büssgens auch insofern von großem Gewicht, als hier dem nachgegangen wird, wie Nietzsche mit den sog. Zweiweltheorien des Abendlandes abrechnet und damit für die Kunstauffassung Benns den Boden ebnet. Als grundlegend für Benns Kunstenthusiasmus und ästhetischen Extremismus wird nämlich die Aufhebung von Schein und Wirklichkeit durch Nietzsche geltend gemacht. Wie Büssgen darlegt, ist das Postulat Nietzsches, wonach der Schein die einzig maßgebliche Existenzform des Menschen sei, der Grundstein für Benns Ausschaltung der sinnlichen und natürlichen Erkenntniskräfte, was als der Weg gesehen wird dazu, den Verlust von Einheit und Harmonie des Menschen vergessen zu machen.

Die Affinitäten, die bei den erwähnten Autoren in der Studie von Büssgen durch den Zusammenhang von Erkenntniskritik, Nihilismus und Kunst entstehen, lassen aber auch erkennen, dass zwischen Schiller und Benn philosophisch und erkenntnistheoretisch maßgebliche Unterschiede zu verzeichnen sind. Die Verfasserin führt in ihrer Abhandlung Benns Schiller-Kritik vom Anfang der 30-er Jahre auf diese Zusammenhänge zurück und weist dabei auch darauf hin, dass

wahrscheinlich diese Schriften dafür verantwortlich sind, dass der Blick der Forschung auf die zahlreichen Korrespondenzen lange verstellt blieb. Eingegangen wird auch darauf, dass die offensichtlichen Parallelen zwischen Nietzsche und Benn wiederum verhinderten, dass Benns Idee der Artistik in breiteren ideengeschichtlichen Zusammenhängen situiert und die Entwicklungslinie bis Schiller verfolgt wurde.

Akzentuiert wird jedoch mehrfach, und das ist für die Idee der Studie zentral, dass Benns kritischer Bezug auf Schiller die Historienschriften im Auge hat und somit die Affinitäten in der Positionierung von Kunst nicht grundsätzlich berührt. Wenn man das Augenmerk auf dieses Thema richtet, lässt sich nun fragen, was Kunst „als letzte Transzendenz des großen europäischen Nihilismus“ (Benn) bedeuten und bewirken kann. Wie Büssgens Ausführungen dezidiert zeigen, denkt sowohl Schiller als auch Benn anthropologisch. Die Betonung der Kunst, des ästhetischen Erlebnisses als Verfeinerung des Menschen, als eine existentiell notwendige Größe in dessen Leben wird keinesfalls heteronom, als direkte Einwirkung, als konkreter Aufruf zum Handeln verstanden. Es geht nämlich immer rigoros um eine Haltung, die sich gegen jegliche Fremdbestimmung richtet; im Fokus steht vielmehr, dass das Subjekt gerade und allein durch die autonome Kunst seine Autonomie zurückgewinnen kann. Gerade wenn sich Kunst von lebensweltlicher Zweckrationalität freihält, kann sie zu „unserer[r] zweite[n] Schöpferin“

(Schiller) werden. Das Schöne vermag „nichts weiter“ (Schiller) zu leisten, als dass es „uns“ die Freiheit zurückgibt. Kunst ist im Sinne Schillers eine Ermöglichung von Humanität – „nichts weiter“. Der Wandel des Empfindungsvermögens, der in Schillers Kunsttheorie akzentuiert wird, begünstigt auch die Verstandesautonomie, und der integrierende Prozess bewirkt einen Bewusstseinswandel, was als innerer Entwicklungsgang, als Chance der ästhetischen Aufklärung, der Idee der Selbstbestimmung gerecht werden kann. Wie Büssgen darlegt, wird als Artistik auch bei Benn produktions- und rezeptionsästhetisch gedacht, als Prozess der Formung. Indem die Kunst zwar nicht praktisch wirkt, aber zur Verfeinerung beiträgt, macht sie das „Individuum kunstfähig“, und setzt es in den Stand, eine Disponierung des Menschen zur Kunst zu erreichen.

Die Konzepte, die in der vorliegenden Studie diskutiert werden, werden als paradigmatische Ideen für die Moderne gelesen und so in einem größeren Problemzusammenhang situiert. Die ästhetischen Erziehungskonzepte Schillers und Benns, auf die Antje Büssgen in ihrem Buch das Forschungsinteresse lenkt und worin sie zahlreiche Themen und Zusammenhänge aufdeckt, die in der Forschung bislang vernachlässigt wurden, könnten zusammenfassend und im eigenen Wort Schillers wie folgt lauten: „Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergisst seiner Schranken, so lang' es ihren Zauber erfährt.“

Erika Hammer (Pécs)

Caduff, Corina; Sorg, Reto (Hg.): Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und die Tradition des Schweizerischen als Problem. München: Fink, 2004. 315 S.

Am Anfang ihres Beitrags im vorliegenden Konferenzband zitiert Monika Schmitz-Emans eine Geschichte von der geistreichen Madame Deffand – diese soll auf die Frage, ob sie an Gespenster glaube, vielsagend geantwortet haben: „Nein, aber ich habe Angst vor ihnen“ (S. 235). So widersprüchlich ist auch die Problematik der nationalen Literatur, der Imagination und Tradition des Schweizerischen oder des Nationalen: Einerseits herrscht in der einschlägigen Sekundärliteratur weitgehend Übereinstimmung darüber, dass das Konzept der Nationalliteratur an die vergangene Periode der neuzeitlichen Nationenbildung zu knüpfen ist („Es scheint klar: Die aus dem 19. Jahrhundert datierende Dichotomie ‚Nationalliteratur versus Weltliteratur‘ ist heute nicht mehr praktikabel“ – so *Corina Caduff* und *Reto Sorg* bereits im ersten Satz des Bandes, S. 9). Viele namhafte Vertreter der Literatur aus der Schweiz (Gottfried Keller, Adolf Muschg, Urs Widmer oder Peter Bichsel) lehnten und lehnen jedoch alle Konzepte einer Schweizer Nationalliteratur oder die Etikettierung als Schweizer Autor definitiv ab. Zu erwähnen wären hier noch die Einsichten neuerer, auch konstruktivistisch und dekonstruktivistisch genannter Theorien der Nations- und Nationalismusforschung (Anderson, Hobsbawm, Gellner, Bhabha), die Nationen als apriorische Subjekte der Geschichte in Abrede stellen. Andererseits haben die

Forschungen zu Nationalismus seit ca. zwei Jahrzehnten zweifelsohne Hochkonjunktur. So wird auch in der Diskursgeschichte der „Schweizer Literatur“ die Gretchenfrage „Gibt es sie? – Gibt es sie nicht?“ immer wieder gestellt, auch wenn dabei, so *Michael Böhler*, meistens wie ein Mantra wiederholt wird, dass die Schweiz für die Literatur kein Thema und die Vorstellung einer Schweizer Literatur und ihrer Nationalautoren abwegig sei (S. 65). Der literarische Diskurs über die Schweizer Nationalidentität wird damit gerade durch das ständige Bemühen um ihre Dekonstruktion und Subversion bestätigt, und in diesem Sinne trifft das Bild des Fantomatischen auf die Nation, auf das Nationale im Literarischen vollkommen zu: Diese sind nämlich weder ganz vergangen, noch wirklich präsent, weder „richtig“ noch „falsch“, gehören aber im phänomenologischen Sinne zur Wirklichkeit: Fantomschmerzen tun weh. Dementsprechend wird in den wissenschaftlichen Beiträgen des Bandes nach dem Verhältnis zwischen Nation und Narration, dem Zusammenhang zwischen literarischem Erzählen und nationaler Verortung gefragt, d.h., nach Strukturen, die den Diskurs über die „Schweizer Literatur“ regeln, nach Konstitutionsbedingungen des ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ im Kontext der Schweizer Literaturgeschichte sowie nach Funktionen der Imagination und Tradition für die Konzeption von Nationen und Nationalliteraturen.

Im Tagungsband, wie auch im ihm zugrunde liegenden Symposium (Schauspielhaus Zürich, 2003) wurde der Versuch unternommen, die strikte Trennung von Literatur und Literaturwissenschaft aufzuheben, die auch mit einer Voraussetzung der Nationenkonstruktion im 19. Jahrhundert, mit der Herausbildung der Disziplinen, zusammenhängt. Die Beiträge prominentester VertreterInnen der deutschsprachigen Literatur- und Kulturwissenschaft aus der Schweiz, aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien stehen im fruchtbaren Dialog mit den Poetikvorträgen, die *Sprache, Herkunft und Nation* thematisieren oder als *Fluggeschichten* betitelt sind. Die Beiträge werden in zwei Kapitel aufgeteilt: Ersteres trägt den Titel *Nation, Nationalliteratur: Theorie, Tradition, Geschichte*, zum zweiten (*Kleine Literaturen*) gehören weniger allgemeine und nicht nur primär theoretisch orientierte Interpretationen, Fallstudien. So befindet sich auch der umfassende, längste und einleuchtende Grundbeitrag von Sabine Haupt zur Diskursgeschichte der „Schweizer Literatur“ in diesem letzten Kapitel.

Jürgen Fohrmann geht auf das ästhetisch-politische Projekt der Herstellung von Form ein, indem er die Rolle der Grenzziehungen bei der Konstruktion der Nation und Nationalliteratur näher betrachtet. Nationalliteratur und Komparatistik seien nach seiner These „zwei sich einhakende Schwester“ (S. 26). Fohrmann spricht von einem mythischen Einheitsdiskurs, der die demokratische Rede vernichtet

und Multikulturalismus, Kontingenz befürchtet. Dieser vertikalen Entdifferenzierung innerhalb der Nation entspricht auf der horizontalen Ebene die Abgrenzung von anderen Nationen: Das Eigene, das Nationale kommen in dieser Art von Komparation zum Vorschein. Die Grenze zwischen der eigenen Form und dem Anderen wird, so seine These, in jenem Augenblick gezogen, indem man sich entscheidet, diese Form als nationalen Körper zu wollen: Da sich diese Form nur als und in dieser Entscheidung konstituiert, operieren nationale Einheitsdiskurse grundsätzlich mit einer leeren Form. Der Aufsatz von Sigrid Weigel widmet sich nicht direkt den Phantomen der Nation und der Nationalliteratur, sondern dem (von ihnen untrennbaren) Phantom der Tradition. Ihre Überlegungen zur Begriffsgeschichte der Tradition (und des Phantoms), zur Rolle des Familienromans in der literarischen Traditionsbildung führen u.a. zum Fazit, dass das Phantom der Tradition von einer Vorstellung produziert wird, die Geschichte „nach dem Modell familialer Erbschaft“ (S. 45) interpretiert. Phantombilder sind, so Weigel, Allegorie für die „sekundäre Fiktion“ der Literaturgeschichte, die als phantomal zu betrachten ist, indem sie sich an der Norm einer „lückenlosen, geheimnislosen, d.h., nicht unheimlichen, also heimlichen – oder nationalen – Tradition“ (S. 39) orientiert. Interpretiert man Phantome einfach als Trugbilder, so ist auch festzustellen, dass Nationen Phantome erzeugen: Trugbilder des homogenen Raums, Trugbilder imaginierter Zeiten (so der

Fiktionen der geteilten Geschichte), und die Helden und „Wiedergänger“ nationaler Mythen (*Thomas Macho*). Macho bespricht ferner den Zusammenhang zwischen Natalität und Nationalität am Beispiel von Defoes *Robinson Crusoe*, um aufzuzeigen, dass gerade die Verschränkungen zwischen Geburtstagen, Landungstagen und Nationalfeiertagen, die nationale Identitäten konstituieren, diesen Zusammenhang aufheben und diese Identitäten subvertieren können.

Michael Böhlers präzise Analyse zum Kreolischen an der Schweizer Literatur gehört zu den wenigen Beiträgen des Bandes, die das Hauptthema des Nationalen oder Phantomatischen und die Problematik im Untertitel, die Imagination und die Tradition des Schweizerischen fruchtbar aufeinander beziehen können. (Und diese Tatsache scheint auch Böhlers Feststellung einigermaßen zu bestätigen, dass der Schweizer Literaturdiskurs als ausgeprägter Binnendiskurs geführt wird.) Ausgehend von Pascale Casanovas Thesen über die „*créolité suisse*“ spricht Böhler u.a. von der *Paratopie* des literarischen Ortes und der *Paradoxie* der Identitätskonstellation im Schweizer Literaturdiskurs und deckt am Beispiel von Textinterpretationen jene rhetorischen Figuren auf, die den fantomanfälligen Schweizer Literaturdiskurs formelhaft aufbauten und den paratopischen Ort transformierten: die Ablehnung (und seltener die Affirmation) einer spezifisch Schweizer Literatur, die Anwendung einer „Geschlechter-Metaphorik bipolarer Komplementaritätsfiguren“ auf die

Deutsch- bzw. Welschschweiz, die Oppositionsbildung „Muttersprache-Vatersprache“ in Bezug auf den Dialekt und das Hochdeutsch (Dürrenmatt), die Metonymik des *pars pro toto* (Helvetia Mediatrix) und die Figuren der Ironie, Paradoxie, Parodie (Robert Walser, Keller). Aleida Assmann hebt in Ernest Renans Analyse der Nation die Entsubstantialisierung des Nationen-Begriffs hervor und betont die konstitutive Rolle des Vergessens im nationalen Gedächtnis, die Koexistenz von Modernisierung und Mythisierung in der Nationsbildung. In ihrer Analyse zur Behandlung der Geschichte des Wilhelm Tell bei Schiller (Mythenkonstruktion), Frisch (Kritik des Mythos) und Wilkomirski (Absage an den Mythos) zieht sie den Schluss, dass die körperlichen und seelischen Prägungen in der Traumatisierung heute effektivere Ressourcen der Stiftung kollektiver Identität sind als die Heroisierung in nationalen Mythen. Den Begriffspaaren *nationell* und *national*, *Nationalliteratur* und *Weltliteratur*, *Staatsnation* und *Kulturnation*, der Zuordnung zu einer *Nationalliteratur* bzw. der Austreibung dieses „Phantoms“ aus der Germanistik in der Schweiz und in Österreich widmet sich *Jacques Le Rider*. Sein eingehender Beitrag wirft einen kritischen Blick auf aktuelle Fragen des deutsch-französischen Kulturtransfers in der Schweiz oder des Widererwachens des populistischen Nationalismus und auf die Mythen der Westschweiz (sie sei, um ein Beispiel zu nennen, im Gegensatz zur „*hinternationalen*“ Ostschweiz ein international Begegnungsort verschied-

dener Kulturen). Als Kritik am radikalen Konstruktivismus einiger Theoretiker der Nationsbildung wurde schon häufig erwähnt, dass sie Nationalismen als beliebige, herstellbare Phänomene behandeln und ihrer historischen Realität nicht gerecht werden. Von dieser Argumentation geht auch *Matías Martínez* aus, dessen Interesse jedoch gerade einer imaginierten Tradition, Rudolf Borchardts gegen realhistorische Kontexten erdachtem Konzept der deutschen Nation gilt. Borchardt versuchte nämlich, sein Programm einer schöpferischen Restauration deutscher Kulturtotalität durch eine eigenartige Übersetzung von Dantes *Göttlicher Komödie* zu verwirklichen, indem er aus dem Berndeutschen und dem schweizerischen Idiotikon, als Pendant zu Dantes Sprache ein Deutsch erfand.

Nach Robert Menasse sei „die Behauptung der österreichischen Germanisten, dass die österreichische Literatur keine nationalen Besonderheiten aufweise, selbst eine österreichische Besonderheit“; die österreichische Literatur werde „gleich als Weltliteratur konsumiert“, und „Weltliteratur ohne Heimat“ sei ein „zutiefst österreichisches Spezifikum“ (S. 182) – u.a. mit diesen Meinungen setzt sich *Wendelin Schmidt-Dengler* auseinander. Er deckt die Spuren von einem *megalomania austriaca*, der „Weltunmittelbarkeit des Österreichers“ in der Literaturgeschichte (Thomas Bernhard) und in der österreichischen Politik der Gegenwart auf. Schmidt-Dengler weist zurück, dass die österreichische Literatur ein Phantom sei und geht dabei offenbar

nicht von jener Bedeutungskomponente des Wortes aus, die die Gegenwärtigkeit und Wirklichkeit des Phantomhaften betont. Er beruft sich auf bis heute unersetzliche Institutionen wie Nationalbibliotheken und Literaturarchive oder auf die Betreuung des Nachlasses von Autoren mit einer gewissen Staatszugehörigkeit. Der bereits erwähnte Grundlagenbeitrag von *Sabine Haupt* liefert eine präzise Analyse der Diskursgeschichte der Schweizer Literatur in den vergangenen 150 Jahren: Sie geht auf alle kanonisierten literaturgeschichtlichen Darstellungen, alle Schwellen und Wellen im Diskursverlauf ein (von Haller, Bächtold und Faesi bis heute). Der Diskurs der Schweizer Literatur wird, so ein Ergebnis ihrer Untersuchungen, grundsätzlich von vier Konzepten geprägt: vom Konzept der mehrsprachigen Nationalliteratur, von jenem der Sprachgemeinschaft (Werke Schweizer Autoren gehören zur deutschen, französischen usw. Literaturen), von dem „Vier-Literaturen-Konzept“ und vom Konzept der regional bestimmten literarischen Identität (z.B. „Jurasüdfuß-Literatur“). Katastrophen sind Weltuntergänge, auch wenn sie „nur“ in der Schweiz lokalisiert sind: Sie erzwingen nämlich stets eine weltanschauliche Neuordnung. Vor allem diesen Zusammenhängen zwischen dem Lokalen und Globalen, der schweizerischen Topografie und der Gesellschaftsanalyse widmet sich Peter Utz in seinen Analysen von Katastrophenszenarien u.a. in den Texten Pestalozzis, Gotthelfs, Adolf Wölfli, Friedrich Glausers, Robert Walsers

und Friedrich Dürrenmatts. Der besonders einleuchtende Beitrag von *Monika Schmitz-Emans* verbindet Peter Bichsels bekannte Äußerungen über die Schweiz und eine Schweizer Literatur mit der Philosophie Wilhelm Schappas, die von der wirklichkeitskonstituierenden Kraft der Geschichten, der Notwendigkeit des Geschichtenerzählens bei der Hervorbringung von Identitäten ausgeht. Im Lichte dieser Überlegungen erweist sich auch das Nationale als etwas immer „erst Herzustellendes“, das nicht ab ovo gegeben ist, sondern auch in literarischen Texten, sprachlich konstituiert wird: Zur „National-Literatur“ gehören auch solche „Schweizer Geschichten“ (betont in Plural), die sich kritisch auf Nationales beziehen. Die Problematik der Übersetzung spielt in der mehrsprachigen Schweiz eine besondere Rolle, vor allem wenn es um die „Abgrenzung vom anderen gleichen und die Zugehörigkeit zur eigenen Diversität“ (S. 258) geht: *Irene Weber Henking* untersucht am Beispiel der Übersetzungen der Texte von Jeremias Gotthelf und Charles Ferdinand Ramuz die Rezeptionsmechanismen der unterschiedlichen Kulturräume in der Schweiz. Das Thema des Beitrags von *Michael Angele* sind die Geschichten Franz Bönis, die die Schweiz, so Angele, als einen Alptraum zeigen; im Zusammenhang mit der Unbewohnbarkeit der Schweiz oder der Welt sind diese Texte auch noch mit Paul Nizons Traktat *Diskurs in der Enge* zu verbinden oder sie lassen sich auch in Hinblick auf aktuelle Theorien von Verschränkungen zwischen Literatur und Kulturanthropologie interpretieren.

Die anfangs erwähnten acht Poetikvorträge würden eine selbständige, nur ihnen gewidmete Rezension verdienen. *Peter Bichsel*, der sich von der Etikettierung als „Schweizer Schriftsteller“ und der Existenz einer „Schweizer Literatur“ abgrenzt, bekennt seine Eingesperrtheit in die schriftdeutsche Sprache, was aber zugleich ein Bekenntnis zu einer Sprachsituation ist, die es nur in der Schweiz gibt: Das Schriftdeutsch, seine Notwendigkeit könnte ihm in Australien abhanden kommen. Etwas ähnliches bemerkt *Robert Schindel* auch: „Womöglich ist die Heimat des Autors ausschließlich die Sprache, in der er sich und sie bewegt. Sofern er [...] in der Sprache die Sedimente des Weltgeschehens wörtlich durchdringt, gerät das *In-der-Welt-Stehen* buchstäblich zu einem Fensterstock, einem im Nachhinein verstandenen, und von da aus schraffiert er sich die Welt als nationale Literatur“ (128). *Klaus Theweleit* reflektiert in seinem Essay – wie es auch dem Titel zu entnehmen ist (*Ohne Heimat: Der Start des Schreibens im Mutter- und Besatzungsradio*) – auch über die mediale Bedingtheit der Weltwahrnehmung, der Erfahrung von Fremdheit und Eigenheit – sei es im Radio der singenden Mutter, in den Übertragungen von Fußballspielen, in den gedruckten Sprachen der Dichter und Denker, im „Rock ’n’ Roll-Englischen“, in der „Universalsprache“ des Kinos, oder in den (in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts) öffentlich gewordenen Subsprachen des Marxismus, der Psychoanalyse, der Popkultur: „Es ist gut, in keiner Sprache ‚zu Hause‘ zu sein. Nur so fängt man an zu hören, was

gesagt wird und wie es gesagt wird und zu wem und zu wem nicht. Wer sich heimatlich fühlt, kann nur blöd werden“ (S. 139). *Herta Müller* entdeckt in ihrem Beitrag jene Distanz, jene scheinbar widersprüchliche Koexistenz von „Verlangen und Widerwärtigkeit“, die das Dazugehören, die Liebe kennzeichnen und jenes „Ernstnehmen des Dazugehörens“, das diese Zugehörigkeit zerfetzt. In *Friederike Kretzens* Poetikvortrag wird durch den Begriff der Knochenarbeit die Nation näher betrachtet und *Gottfried Kellers Martin Salander* interpretiert. *Fleur Jaeggy* betont auch, ohne es direkt zu nennen, den Phantomcharakter des Nationalen, wenn sie das Deutsch als „Lücke, Abwesenheit, Leere“ (S. 160), jedoch auch als *ihre* Sprache definiert. Die zwei Fluggeschichten am Ende des Abschnitts „Poetikvorträge“ machen schließlich auch darauf aufmerksam, dass das Fliegen bzw. die Gemeinschaft der Passagiere im Flugzeug als metaphorische Spiegel der Hybridität der heu-

tigen postkolonialen Gemeinschaften, der allgegenwärtigen Grenzüberschreitungen zu lesen sind. So wird in *Yoko Tawadas* Beitrag humorvoll auch auf die Konstitutionsmechanismen „postnationaler“, von Flugkatastrophen und Terrorismus bedrohter Gemeinschaften hingewiesen. Die Frage der Schweizer Nation und ihrer „Nationalliteratur“ kommt einem im Hinblick auf das Verhältnis der australischen Aborigines, der Philippinen, oder der Senegalesen zu der Sprache, in der sie schreiben, nicht mehr als einzigartig und kompliziert vor (so *Etienne Barilier*). Diese Perspektiven, die Zuwendung zum postkolonialen und post- bzw. internationalen Kontext der Fragestellung ergänzen die Einsichten und Ausgangspunkte mehrerer wissenschaftlicher Beiträge (s. z.B. Böhlers Überlegungen zum Kreolischen an der Schweizer Literatur), was auch den Erfolg des vorliegenden Dialogs zwischen Wissenschaft und Gegenwartsliteratur bestätigt.

Eszter Pabis (Debrecen)

Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard W. (Hg.): Wende – Bruch – Kontinuum. Die Moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels. Wien: Praesens, 2006. 504 S.

Festgelegt an politisch besetzten Jahreszahlen wie 1918, 1945 sowie 1989 erweisen sich die Diskussionen von Literaturhistorikern über Wende und Kontinuum mit politisch immer schon in Anspruch genommenen Bezugspunkten oft als eine Gratwanderung, die von einer heillosen Ver-

strickung in die (Zeit)geschichte oder von der Unreflektiertheit hinsichtlich der eigenen Position gefährdet ist. Es sei denn, dass das Nebeneinander überaus heterogener primärer Texte die Interpretationen gegen allzu rasche Festsschreibungen oder unhinterfragte Prämissen ohnehin imprägniert, wie es

in dem von Renata Cornejo und Ekkehard W. Haring herausgegebenen Band *Wende – Bruch – Kontinuum* mit seinem beeindruckenden Reichtum an behandelten Texten und nicht zuletzt als Ergebnis einer bei den Verfassern selbstverständliche Interkulturalität der Fall ist.

Das Konzept des Bandes beruht auf einer in Zusammenarbeit des Lehrstuhls für Germanistik / Ústí nad Labem und des germanistischen Instituts der Universität Wien veranstalteten Konferenz im Oktober 2005, und wird bis in die grafische und typografische Gestaltung geltend gemacht und so konsequent durchgeführt, dass sogar die Kontinuität der wissenschaftlichen Rede „gebrochen“ wird, indem sich zwei Exkurse, ein belletristischer (Thema Familientreffen) und ein literaturkritischer (zur Entstehung bzw. Herbeiführung von Wenden im Literaturbetrieb) zwischen die thematischen Sektionen einschieben. Der Band ist überhaupt durch die Bestrebung gekennzeichnet, Begriffe wie Wende, Bruch und Kontinuum nicht so sehr zu erläutern bzw. theoretisch zu bestimmen, sondern – möglicherweise treu zu dem österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein, dessen Name in mehreren Beiträgen vorkommt – ihre verschiedenen Gebrauchsweisen zu zeigen. Als Ausnahme gilt der Aufsatz von Karin S. Wozonig über die Möglichkeit der Anwendung chaostheoretischer Einsichten in der Literaturwissenschaft, der den Versuch angeht, in einem neuen terminologischen Rahmen einen Wendebegriff zu prägen; allerdings wird diese Annäherung nicht mit

Beispielen aus der österreichischen Literatur illustriert.

Umso reicher ist das Buch an Analysen literarischer Konstruktionen von Zeitstrukturen, die sich mit den im Titel geführten Begriffen fruchtbar beschreiben lassen. Im Aufsatz von Edit Király wird z.B. dargestellt, wie von Hofmannsthal, Musil und Doderer der erste Weltkrieg als „der historische Kontext einer besonderen persönlichen Zeiterfahrung bemüht“ wird. Das Anliegen dieses Beitrags – zu zeigen, „wie der gelebte Augenblick als Darstellungstopos der Kriegserfahrung figuriert und wie er umgekehrt oft mit Rekurs auf ein Kriegserlebnis geschildert wird“ –, lässt zugleich vermuten, wie schwierig es gewesen sein mag, die Beiträge zu gruppieren: Der Band umfasst, von den erwähnten Exkursen abgesehen, fünf Teile, die je von einem Schwerpunkt-Thema bestimmt sind (*Politische Zeitwenden und Wendezeiten, Wende und biographisches Schreiben, Ein-Bruch Krieg? Ende oder Anfang?, Theresienstädter Bruchlinien, Dis-Kontinuitäten im Diskurs*), deren Themen aber sich, wie es aus dem angeführten Zitat ersichtlich ist, notwendigerweise verschränken. Daraus (und aus den vielen gemeinsamen Referenzen) ergibt sich eine Vernetzung innerhalb des Buches, die – Brüche in der Linearität des Lesens zeitigend – gegenseitige Beziehungen zwischen den Texten herstellt, ohne die Vielfalt der Fragestellungen einzuschränken. Mit dem Ansatz von Király kann der Leser beispielsweise zu *Karl Schuhmachers* spannender Doderer-Lektüre zurückkehren und den Versuch

angehen, Doderers Bekenntnis zu Österreich als Augenblick des Abenteurers zu interpretieren. Oder: Wenn *Dana Pfeiferová* u.a. darüber schreibt, wie Libuše Moniková als Vermittlerin zwischen der tschechischen und der deutschen bzw. österreichischen Kultur an der Demontage nationaler Stereotypen arbeitet, schließt sie auch an die Studie von Zdeněk Mareček an, der das Wirken solcher Stereotypen und Haltungen in deutschen und österreichischen Romanen der zwanziger Jahre ausweist. Auch auf diese Weise werden *Thomas Stahls* Aufsatz zu Christoph Ransmayrs Konterkarierung des „Entwurfs der Zweiten Republik“ im Roman *Morbus Kitahara* und die teilweise rezeptionsgeschichtlich ausgerichtete Studie Jaroslav Kovářs über Hans Leberts Roman *Die Wolfshaut* – ein Werk, das eine gesellschaftliche Wende schildert und seinerseits, wie besonders nach seiner Wiederentdeckung nach dem Umbruch von 1989 ersichtlich wurde, eine Wende in der Erinnerungskultur der österreichischen Nachkriegszeit darstellt – durch die Auseinandersetzung mit der „Stunde Null“-Problematik aufeinander bezogen.

Fragt man nach dem Novum des Bandes, so muss man zuerst auf die Fruchtbarkeit des Begriffes Wende in der Literaturgeschichte hinweisen. Wie er auch immer definiert wird, es wird in ihm hinsichtlich der Begriffe Bruch und Kontinuum ein Moment des „sowohl – als auch“ oder des „weder – noch“ erscheinen und daher eignet er sich für eine historische Modellbildung, die Orientierung ermöglicht, ohne dabei strikte Grenzziehungen vorzunehmen.

Indes muss es auffallen, dass die Verfasser der Beiträge tendenziell vermeiden, auf eingebürgerte Periodisierungen der Literaturgeschichte zurückzugreifen – was nicht unbedingt als Ignorierung einer Problematik zu verzeichnen ist. Allerdings wäre es interessant, näher zu untersuchen, inwieweit die reflektierte Verwendung der „Navigationsmetapher“ Wende Oppositionen wie z.B. Moderne/Postmoderne neu interpretieren würde.

Was den Ertrag anbelangt, den die einzelnen Beiträge für engere Forschungsfelder bringen können, ist der Band offensichtlich reich an Angeboten. Um einige Beispiele zu nennen: Der differenzierte Versuch *Filip Charváts*, die tschechische und deutschsprachige Erzählliteratur mit der Tradition der Mystik (*Wende ins Absolute?* – lautet der Titel) in Zusammenhang zu bringen, und zwar als Antwort auf eine Krise des Subjekts, die auch zu einer gegenläufigen Tendenz, nämlich zur Einsicht in die Abhängigkeit von übergreifenden geschichtlichen bzw. sozialen Strukturen und mithin zum sozialen Engagement der Autoren führen konnte, scheint das Vorhandensein einer ästhetische Option in einem Kontext zu belegen, in dem sie bisher kaum untersucht wurde. In ihrem Aufsatz zu Barbara Frischmuts Debüt *Die Klosterschule* kann *Christa Gürtler* zeigen, dass Frischmuts Roman vielmehr an den gesellschafts- und erziehungskritischen Diskurs der Wende um 1968 als an die „Neue Subjektivität“ der 70er Jahre anschließt. Es ist beispielhaft, wie *Hans Höller* der Begriff Wende ermöglicht, eine „individuelle Schreibiographie“

von Peter Handke, einem „sich verändernden“ Schriftsteller mit „Ausweich- und Vermeidungs- und Gegenläufigkeitsbewegungen“, zu erstellen. Das Kontinuum des Handke'schen Œuvres wird nach einem anfänglichen Traditionsbruch durch eine „Wende zum Erzählen um 1970“, eine „klassische Wende um 1980“ und eine „Wendung zur Zeitgeschichte in den Jugoslawien-Texte der neunziger Jahre“ gegliedert, die nicht einmal als schwerpunktmäßige Verschiebungen, geschweige denn als Absage an frühere poetologische Errungenschaften zu verstehen sind.

Im Vorwort des Bandes nimmt Haring auf das österreichische „Jubiläumsjahr“ 2006 Bezug, um dann dem offiziellen Feiern der unverbrüchlichen kulturellen Traditionen die differenzierteren Sichtweisen in der

Literatur entgegenzusetzen; andererseits macht er aus seiner Besorgnis kein Hehl: „Ist die Erfahrung der Wende im Zeitalter der beschleunigten Mobilität des Events und des permanenten Wandels überhaupt noch der Rede wert?“ Als Remedium gegen dieses lähmende Gefühl der Kontingenz könnte hier an Wozzonigs Ansatz erinnert werden, dem zufolge Wendeereignisse nicht als Drohungen auftreten, sondern als nachträglich zu plausibilisierende „Entscheidungspunkte“ eines Systems, an denen jede sinngebende, identitätsstiftende Erzählung interessiert sein muss. Mit seinen vielfältigen und reichhaltigen Ansätzen ist der vorliegende Band ein wertvoller Beitrag zum Entwurf solcher Erzählungen.

Miklós Fenyves (Szeged)

Feld-Knapp, Ilona: Textsorten und Spracherwerb. Eine Untersuchung zur Relevanz textsortenspezifischer Merkmale für den „Deutsch als Fremdsprache“-Unterricht. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2005. 214 S.

Das vorliegende Buch erschien als zweiter Band in der Schriftreihe LINGUA – Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis. Der Thematik dieser Schriftreihe entsprechend deuten bereits Titel und Untertitel auf die Verknüpfung der zwei Disziplinen Textlinguistik und Fremdsprachenunterricht hin. Begründet wird die Bedeutung der Untersuchung dieser Schnittstelle in der Einleitung der Arbeit wie folgt: „Neue Erkenntnisse aus verschiedenen

Referenzwissenschaften des Faches [Deutsch als Fremdsprache] können in den Dienst des Unterrichts gestellt werden und zur Steigerung der Effektivität der Sprachlern- und -lehrprozesse in einem kommunikativ orientierten Unterricht beitragen.“ (S. 11)

Der Band gliedert sich in sechs Kapitel mit anschließenden Anmerkungen und dem Literatur- und Quellenverzeichnis. Den eigentlichen Textanalysen und Anregungen für die Textarbeit im

DaF-Unterricht gehen drei Kapitel voraus, die durch ihre theoretischen Auslegungen als wissenschaftlich fundierte Grundlage für die praktische Arbeit mit und am Text dienen. Erörtert wird im Kapitel 1 zunächst der Wandel der Zielsetzungen des Fremdsprachenunterrichts. Es folgt die Darstellung der Funktion von Texten beim Lernen und Lehren von Fremdsprachen. Der multifunktionale Charakter der Texte und die daraus resultierende Komplexität des Umgangs mit ihnen lassen die Forderung nach einer generellen Textkompetenz laut werden. Diese setzt sich zusammen aus „denjenigen Kompetenzen, die sich auf den *situativen Kontext* beziehen [...], und denjenigen, die sich auf den *Text selbst* beziehen.“ (S. 18) Spätestens an dieser Stelle wird aber eine nähere Bestimmung des Textbegriffs im Fremdsprachenunterricht notwendig. Demnach wird die Auswahl der späteren Textbeispiele durch einen Textbegriff im engeren Sinne bestimmt. Es werden monologische Texte – entweder kürzere Basistexte oder längere Lesetexte – herangezogen. Dialogische Texte, Hörtexte und audiovisuelle Texte (Texte im weiteren Sinne) bleiben außer Betracht. Das Kapitel wird durch Erörterungen zum Stellenwert von literarischen Texten als einem speziellen, aber durchaus gängigen Phänomen im Fremdsprachenunterricht abgerundet.

Im Kapitel 2 wird das textorientierte fremdsprachliche Lernen aus verschiedenen Gesichtspunkten erläutert. Die kognitive Lerntheorie und deren Weiterentwicklung in den Ansätzen der konstruktivistischen Lern- und

Verstehenstheorie zogen didaktische Konsequenzen nach sich. Zentrale Rolle im Hinblick auf die Erstellung des Unterrichtskonzepts spielt die Förderung der bewussten Kontrolle der kognitiven Handlungen und der Eigenverantwortung und Selbstständigkeit durch Authentizität und Realitätsnähe. Diese Aspekte organisieren auch die rezeptiven und produktiven Prozesse der Textverarbeitung beim Spracherwerb; ein unumgänglicher Weg zur Herausbildung vom Textmusterwissen. Die Autorin schließt hier eine ausführliche Darstellung von Textrezeption und -produktion an, die eine gute Basis für den anschließend erörterten Zusammenhang von Textverstehen und Spracherwerb bietet.

Das nächste Kapitel bildet einen Übergang von der Theorie zur Praxis. Die Zweckmäßigkeit textlinguistischer Ansätze bei der Aufbereitung konkreter Texte für die Arbeit im DaF-Unterricht wird hier deutlich. So wird jedes einzelne der sieben Kriterien der Textualität nach De Beaugrande und Dressler (1981) anhand von Textbeispielen verschiedener Textsorten veranschaulicht. Die Betonung liegt auf der Verschiedenartigkeit der Textsorten. Ein eigener Abschnitt wird der Darstellung textanalytischer Ansätze gewidmet. Textbeschreibungsmodele, z.B. die Thema-Rhema-Gliederung und Modelle zur Konstituierung von Textmakrostrukturen, werden auf ihre Bedeutung für den Unterricht selbst und insbesondere auf ihre Bedeutung für die Herausbildung und Festigung von Textmusterwissen überprüft. Ebenso wie die linguistische Einheit ‚Text‘ wird nun der Textsorten-

begriff einer näheren Betrachtung unterzogen. Kriterien zur Beschreibung und Abgrenzung von Textsorten, einschließlich der Schwierigkeit des Textsortenbegriffs, werden zusammengefasst. Das Kapitel schließt mit der detaillierten Darstellung des Brinker'schen Analyseverfahrens. Von der Autorin wird insbesondere das von Brinker festgelegte Fünf-Schritte-Schema für die Differenzierung von Textsorten aufgegriffen. Dies bildet anhand ausgewählter Textexemplare den Leitfaden bei den anschließenden Analysen. Im letzten Abschnitt von Kapitel 3 wird noch ein wichtiger Gedanke aufgegriffen: „Das Textmusterwissen ist nicht als etwas Statisches zu betrachten, es ist prozedural geprägt, wird immer neu aufgebaut und aktiviert.“ (S. 69)

Die Textexemplare im Kapitel 4 „fungieren einerseits als Prototyp der jeweiligen Textsorte, andererseits ist jedes konkrete Textexemplar eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Text‘.“ (S. 71) Bei den Textbeispielen wurde zunächst zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten unterschieden. Bei den ersteren erfolgt eine weitere Differenzierung in Geschichten (Märchen und Erzählungen der Kinder- und Jugendliteratur), in Erzählungen der gehobenen Standardliteratur, in Kurzprosa und in Gedichte. Die nicht-fiktionalen Texte wurden in Informationstexte (Nachrichten, Berichte und Beschreibungen/Schilderungen) und in Kontakttexte (Briefe) gegliedert. Die eingehende Analyse der ausgewählten Textsorten setzt sich zum Ziel, Muster für den Umgang mit Texten in

der Fremdsprache zu vermitteln. Dabei wird bewusst oder gar unbewusst auf bereits vorhandenes Text- bzw. Textmusterwissen zurückgegriffen.

Bei der konkreten Analyse von Texten wird in einem ersten Schritt vor dem Hintergrund der bereits genannten Multifunktionalität eine Hauptfunktion des Textes bestimmt. Für die Feststellung der Textfunktion werden in Anlehnung an Brinker sprachliche, nicht-sprachliche und kontextuelle Indikatoren gesucht. Der zweite Analyseschritt umfasst die Beschreibung der Kommunikationsform und des Handlungsbereichs. In einem dritten Analyseschritt werden thematische Restriktionen/Festlegungen (temporale und lokale Orientierung) beschrieben, während der vierte Analyseschritt der Beschreibung der thematischen Entfaltung und Realisationsform dient. Der letzte Analyseschritt geht auf die sprachlichen, grammatischen Mittel der Textualität (u.a. Artikelgebrauch, Formen der Wiederaufnahme, Konnexionen, Tempusgebrauch, Textklammern, lexikalisch-semantische Spezifika usw.) näher ein. Als Resultat entsteht jeweils ein Textmuster, charakterisiert durch allgemeine, funktionale Merkmale und strukturelle Spezifika auf der makro- und mikrostrukturellen Ebene.

Der Autorin geht es im Kapitel 5 um die Frage, wie die gewonnenen Erkenntnisse im Rahmen der Textarbeit, speziell bei der Aufbereitung von Aufgaben, von Nutzen sein können. Zu den einzelnen Textexemplaren, die nun als Modelle fungieren, werden Vorschläge und Anregungen für die Vorbereitungs- und Motivationsphase,

für die Textarbeit und die abschließende Reflexions- und Erweiterungsphase gegeben. Es werden Schemata entwickelt, die sich bei kleiner Modifizierung auf die Arbeit mit beliebigen Textsorten übertragen lassen. Hier liegt m.E. einer der größten Vorzüge dieses Bandes.

Die folgende Textsammlung erleichtert die Suche und Auswahl von Beispieltexen für den Unterricht. Es werden Texte, wenn auch nicht explizit angegeben, für Lerngruppen mit spezifischen Interessen, unterschiedlichem Vorwissen und Sprachkenntnissen gebracht.

Der Band schließt mit einem Kapitel, das die grundsätzlichen Erkenntnisse mit besonderem Hinblick auf die didaktischen Konsequenzen im Interesse der Förderung des autonomen Lernens zusammenfasst. Aus diesem Grund plädiert die Autorin für den offenen Unterricht als bestgeeignete Unterrichtsform für die Ermöglichung und Verwirklichung der Lernerautonomie. Im Konzept der Lernerautonomie lassen sich nämlich Prinzipien der ein-

gangs erwähnten kognitiven und konstruktivistischen Lerntheorie mit einer erstrebenswerten Form der Textarbeit vereinigen, welche die Ansätze angewandter Textlinguistik zu nutzen weiß.

Der Verdienst des Bandes liegt vor allem in der Verbindung von theoretischer Fundierung und praktischer Arbeit. Mit dieser Zielsetzung liefert die Arbeit wertvolle Erkenntnisse im Hinblick auf die in den letzten Jahren immer intensiver gewordene Diskussion über die Anwendbarkeit textlinguistischer Ansätze zur Vermittlung von Textmusterwissen im DaF-Unterricht. Diese Bestrebung reflektiert die Forderung nach einem komplexen Wissen der Fremdsprachenlernenden bezüglich Textproduktion und Textrezeption, das gleichzeitig eine Leistungsoptimierung und Qualitätserhöhung auf dem Gebiet der Fremdsprachendidaktik verlangt. Dazu leistet der vorliegende Band mit seiner logischen Struktur und umfassenden Beispielsammlung einen wesentlichen Beitrag.

Odett Csepela (Budapest)

Hárs, Endre; Müller-Funk, Wolfgang; Reber, Ursula; Ruthner, Clemens (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen, Basel: Francke, 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 9). 295 S.

Die Forschungen zur Geschichte des Habsburgerreiches, insbesondere im Hinblick auf die Macht- und Völkerverhältnisse des langen 19. Jahrhunderts, sind in gewissem Sinne an einem intellektuellen Wendepunkt angekom-

men. Es gibt mehrere Gründe dafür. Freilich hat eine starke Wende in nationale Richtung in jeder einzelnen Historikerzunft stattgefunden. Dieser Wandel wurde in der österreichischen Geschichts- und Kulturforschung

einerseits durch den EU-Beitritt Österreichs (als allererstes Land in der EU ohne wirkliche globale Perspektive und koloniale Vergangenheit) motiviert, der als Erstfolge zu einer ephemeren „Ostarrîch“-Periode, d.h. zur Betonung des historischen Zusammenhangs der deutsch-österreichischen Erblande auf Kosten aller übrigen Provinzen führte. Andererseits hat das letzte Jahrzehnt den Rücktritt einer Historikergeneration mit sich gebracht, für deren Vertreter die Mehrsprachigkeit und die persönliche Knüpfung an die gestorbene Welt der k.u.k. Zeiten noch eine natürliche Gegebenheit war. Eine ähnliche Situation ist in der Geschichtsforschung der anderen Nachfolgestaaten zu bemerken: In diesen Kulturen gingen demokratischer Wandel und ethnisch-nationales Geltungsverschaffen Hand in Hand nach 1989.

Es verwundert daher nicht, dass man neue Wege und Methoden sucht, die altösterreichischen kulturellen Identitäten etwa synthetisch zu ergreifen. Den allerwichtigsten methodologischen Ansatz auch des vorliegenden Sammelbandes bildet die Auseinandersetzung mit diesen Herausforderungen der historischen Konstellation.

Obzwar die größeren Themenkreise mit Untertiteln nicht abgesondert wurden, sind sie jedoch mit wenig Mühe zu identifizieren. Den einleitenden Kapiteln, die die methodologischen Schwerpunkte deutlich machen, folgen umfassende Studien: *Gabriella Schubert* befasst sich mit der Balkan-Problematik innerhalb der Monarchie, *Andrea Komlosy* schreibt über die ökonomischen Machtverhältnisse Kakanien,

während *Günter Dinobobl* in seiner Studie „... die Cultur wird gehoben und verbreitet« Eisenbahnbau und Geopolitik in »Kakanien« eine brillante Analyse der Strukturierung von Zentrum und Peripherie anhand der österreichischen Eisenbahnpolitik bietet.

Dazu kommen die Fallstudien *Joachim v. Puttkammers*, *Hannelore Burgers* und *Daniela Strigls* über das Schulwesen, die Sprachpolitik bzw. die Stereotypenbildung im ehemaligen Habsburgerreich. Der Beitrag von *Amália Kerekes* und *Peter Plener* beschäftigt sich mit der Pester und Wiener Publizistik um 1873. Eine besondere Gruppe bilden inmitten der Fallstudien die Beiträge mit geschlechterkritischen Aspekten: die Schriften *Waltraud Heindls* über österreichische Helden und Heldinnen, *Georg Eschners* über die Prager femmes fatales sowie *Alexandra Millners* über das Frauenbild in Wiener Literatur- und Kulturzeitschriften um die Jahrhundertwende.

Reise und Entfernung stehen im Mittelpunkt der vierten Themengruppe. *Endre Hárs* schreibt über die Reiseumonografien *Károly Eötvös'*, während *Edit Király* die Reiseberichte von *Felix Kanitz* präsentiert. Die Studien *Ursula Rebers* und *Clemens Ruthners* schildern die kulturellen Verhältnisse der „orientalischen“ Balkan-Peripherien der Habsburgermonarchie.

In der einleitenden Studie der Herausgeber geht es vor allem darum, die Strapazierfähigkeit einzelner Theorien und ihrer Schlüsselbegriffe aus der Sicht der Fragestellungen der späteren Habsburgermonarchie zu prüfen: Grund/Aufbau, Zentrum/Peripherie,

Kolonialismus-Theorien. Obzwar das Einleitungskapitel vielleicht der spannendste und am meisten herausfordernde Beitrag des Bandes ist, verdankt sich sein herausragender Charakter nicht seiner eventuellen synthetisierenden Aufgabe. Dieser liegt vielmehr in einem methodologisch-normativen Ansatz. Meistens war es das Zentrum-Peripherie-Modell Immanuel Wallersteins, das die Beiträger, als Interpretationsschema, mit ihren substantiellen Forschungsrichtungen versöhnen konnten und wollten. Es bleibt jedoch weiterhin fraglich, ob dieses Modell auch im Bereich der Kultur und der verschiedenen Formen der intellektuell-künstlerischen Kreativität und Rezeptivität problemlos angewandt werden könnte. Die Äußerungen Wallersteins zum Thema Zentraleuropa deuten es vielmehr an, dass er selbst weit entfernt davon war, seine Konstruktion auf symbolische oder imaginär-geografische Verhältnisse adaptieren zu wollen.

Hinsichtlich der Methodologie, bildet den anderen gemeinsamen Nenner der Verfasser der einleitenden Studie ihr poststrukturalistischer bzw. postphänomenologischer Ausgangspunkt. Die Zielsetzung ist klar: die ideologie- und subjektkritischen Einsichten dieser philosophischen Schulen im Kontext des Habsburgerreiches in Betrieb zu setzen. Wie es in *Wolfgang Müller-Funks* Aufsatz „Polyphems Kinder. Kulturelle Irrfahrten zwischen Zentren und Peripherien“ klar formuliert wird, „geht [es] darum, die Würde all jener Kulturen und Subkulturen wiederherzustellen, die insbesondere im Gefolge der Etablierung der großen Narrative von Fort-

schrift, Aufklärung und Freiheit in den Verdacht des Dunklen und Primitiven geraten“ (S. 20).

Trotz aller bedeutender Teilergebnisse, die in diesen Studien vorgenommen werden, scheint uns die einfache Adhärenz zu den Einsichten der angelsächsischen Kolonialismus-Studien im Falle der ethnischen und kulturellen Verhältnisse der Donaumonarchie eine zu starke Position zu sein. Der diskutierte Zeitraum ist zweifelsohne eine Umgangsperiode: Pluralistische Identitäten oder ethnienunabhängige Loyalität sind als allgemeines Phänomen wahrzunehmen, daher ist auf diese Periode die binarische Opposition von ‚kolonialisiert‘ und ‚kolonialisierend‘ kaum anzuwenden. Die erneuten Hinweise auf die Herrschaftslogik der großen Kolonialmächte setzen gerade solche Objektbezogenheit beiseite, die den Übergang zu axiologischen Erwägungen ermöglichen könnte. Kurz: die Kolonialismusforschung als Methode droht im österreichischen Diskursbereich mit der Konsequenz, trotz aller ideologiekritischen Aspirationen die zu dekonstruierende Struktur zu verewigen.

Die Frage bleibt offen, inwiefern dieses ideologiekritische Programm ohne ein sprachkritisch-hermeneutisches *turnaround*, d.h. ohne die Berücksichtigung des eigenen Vorverständnisses dieser „dummen“, den untersuchten Machtbeziehungen ausgesetzten Kulturen und Strukturen durchzuführen ist. Darüber hinaus bleibt es weiterhin ungewiss, ob die ideologischen, kulturellen und gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen des Habsburgerreiches als eine geschlos-

sene Zentrum-Peripherie-Struktur aufgefasst werden könnten, in der die deutsch-österreichische Hälfte eine an sich aufgeklärte und dominierende Rolle spielt. Auch die österreichische Kultur ist, ihrerseits, zweifelsohne eine Peripherie, die auf die intellektuellen Herausforderungen des aufgeklärten-rationalistischen „großdeutschen“ Zentrums nicht selten ja „romantisch“ oder „irrationell“ reagierte.

Denn eben aus der Richtung einer hermeneutischen Annäherung könnte die Frage formuliert werden: Inwiefern ist diese Interdependenz mit ihrer Peripherien dem gegenaufklärerischen oder irrationalen Charakterzug der deutsch-österreichischen Kultur zu danken? Ohne diese Fragestellung bleibt das Zentrum-Peripherie-Drehbuch nach wie vor eine Untergattung des wohlbekannten Deutungsmusters, in dessen Namen man auf die kulturmissionelle Rolle Österreichs hinzuweisen pflegt.

Für eine genauere Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen hermeneutischen Wende muss dabei betont werden, dass die Aufhebung der Kommunikationsgemeinschaft zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil

der ehemaligen Monarchie bereits lange vollgezogen wurde: Der Monarchiediskurs in Zentraleuropa wies, historisch oder allegorisch, auf die Zustände dieser Puffer- oder Satellitstaaten zwischen den politischen Großmächten der Nachkriegsperiode hin. Es ist nur der etwa anorganisch hinzugefügte Anhang des Bandes, der Essay von Dragan Velikić Bericht über Mitteleuropa. Ein literarischer Essay, der diese Problematik skizzenhaft berührt. Dieser Diskurs hat mit der glücklichen Republik Österreich eigentlich ja sehr wenig zu tun.

Das Kolonialismus-Schema lässt die Frage nicht zu Wort kommen, ob die österreichische Kultur tatsächlich zu den aufgeklärten-rationalistischen westlichen Kulturen gehört. Ohne das Zutwortkommen der dummen Provinzen wirken paradoxerweise auch durch die gutwilligste Kolonialismus-Kritik die ehemaligen Ungleichheiten fort, und der Dialog wird dabei weiterhin verstopft. Ist die sprachliche Entmündigung der Peripherien ein Phänomen, das mit der Monarchie gar nicht aufgehört?

Gábor Gángó (Budapest)

Hoffmann, Thorsten: Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts (Handke, Ransmayr, Schrott, Strauß). Berlin, New York: de Gruyter, 2006. 417 S.

Das Erhabene als philosophisch-ästhetischer Grenzbegriff beschäftigt die Philosophen und Dichter seit zwei-

tausend Jahren. Im postmetaphysischen Zeitalter jedoch scheinen das Erhabene und die Versuche, dem damit verbun-

denen lustvoll-unheimlichen Gefühl in der Literatur Ausdruck zu verleihen, obsolet geworden zu sein. Nicht nur, weil der Begriff die Vorstellung einer Literatur evoziert, deren metaphysische Fundierung heute undenkbar ist, sondern weil er auch politisch-sozialgeschichtliche Dimensionen hat: Mit der Transponierung des Erhabenen in die Sphäre des Politischen operierte ja auch der Faschismus. Diese Annahme, dass das Erhabene also keinen ernst zu nehmenden Bezugspunkt für zeitgenössische Literatur mehr darstellen könne, möchte Thorsten Hoffmann mit seinem umfangreichen Werk widerlegen, indem er die Produktivität der ästhetischen Kategorie für das literarische Schaffen von Handke, Ransmayr, Schrott und Strauß nachweist. Sein Ziel ist damit auch, einen Mangel in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft zu beheben, denn obwohl die Untersuchungen zum Erhabenen in der philosophischen Ästhetik durch Lyotards Rekurs auf Kant und die Aktualisierung dieser Kategorie für die Postmoderne einen Aufschwung erfahren haben, reagierte die Literaturwissenschaft auf dieses vermehrte Interesse nur mit Untersuchungen vor allem zum 18. Jahrhundert (S. 5).

Der Verfasser legt großen Wert darauf, sein „genuin literaturwissenschaftliche[s] Interesse“ zu betonen; die literarischen Texte sollten nicht „bloß als Steinbruch für eine Motivgeschichte oder für die theoretische Ästhetik“ (S. 7) benutzt werden. Die Befürchtungen, die hinter diesen und ähnlichen Formulierungen stecken, sind durchaus berechtigt. Immer, wenn man – wie der

Verfasser auch – davon ausgeht, dass sich in der Literatur Erklärungsansätze für philosophisch konturierte Probleme finden, dass literarische Texte auf eine bestimmte Theorie (hier des Erhabenen) rekurren oder den theoretischen Diskurs spiegeln, unterlaufen oder verifizieren können, läuft man Gefahr, gerade den literarischen Charakter dieser Texte aus dem Blickfeld zu verlieren. Während man Literatur aus dem philosophischen Diskurs mit Berufung auf die Uneigentlichkeit, auf das Als-Ob ihres Sprechens ausschließt, tut man ihr genauso sehr Unrecht an, wenn man sie auf bestimmte Aussagen, Positionen, ihre Stellungnahme in einer theoretischen Debatte reduziert. Das explizite Thema des hier besprochenen Buches verschränkt sich also notgedrungen mit der Frage nach der angemessenen Lektüre – und von der Beantwortung dieser Frage (gerade durch die Praxis der Lektüren) hängt das Gelingen der Arbeit wesentlich ab.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens mehren sich dadurch, dass es beim Erhabenen schon nach Kant um etwas handelt, das bloß negative Darstellungen zulässt, wie auch, viel später, Lyotard vom Erhabenen als vom Versuch spricht „darzustellen, dass es ein Nicht-Darstellbares gibt“ (S. 3). Zwischen den Positionen Kants und Lyotards gibt es sonst natürlich wesentliche Unterschiede, und diese Unterschiede, die Wandlung des Begriffs anhand ausgewählter Autoren darzustellen, nimmt sich das Kapitel *Theoretische Modelle* (S. 21-68) vor. In diesem Kapitel konzentriert sich der Verfasser auf bestimmte Schlüsselmomente der

Begriffsgeschichte und ist vor allem daran interessiert, die theoretischen Positionen zu benennen, die für die untersuchten Texte des ausgehenden 20. Jahrhunderts einen Bezugspunkt und ein mögliches Erklärungspotenzial bieten. Es wird dargelegt, wie Kant ein zweistufiges Modell des erhabenen Erlebnisses entwickelte, wobei der Überwältigung des sinnlichen Vermögens, der Einbildungskraft durch übermächtige Naturerscheinungen eine zweite Phase der Bewältigung folgt, in der sich der Mensch als Vernunftwesen an sich selbst begeistert. Diese Erhebung von Unlust zu Lust, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen stellt somit ein vertikales Modell dar, das für das metaphysische Erhabenheitsverständnis charakteristisch ist. In den folgenden Untersuchungen zu Lyotard, Martin Seel und Raoul Schrott geht es dann im Wesentlichen immer um die Frage, ob dieses zweistufige Modell beibehalten, ob Unlust und Lust als (vertikal oder horizontal) aufeinander folgende oder eher gleichzeitig vorhandene Bewusstseinszustände konzipiert werden, und ob überhaupt so etwas wie eine Bewältigung angenommen wird. Außerdem wird bei der Bestimmung des Gegenstandes eine Gewichtsverlagerung festgestellt vom Dynamisch-Erhabenen (etwa stürmischer Ozean, Vulkanausbruch etc. bei Kant) zum Mathematisch-Erhabenen (z.B. Weite und Leere bei Schrott), von räumlich bestimmbareren Gegenständen zur Erfahrung von Zeitlosigkeit, sowie von der Natur zum Erhabenen in der Kunst. Der wichtigste Name ist hier natürlich Lyotard, der seine Konzeption

des Erhabenen für die Postmoderne als konstitutiv ansieht und dessen Ansichten (neben denen von Martin Seel) im Folgenden, in den einzelnen Analysen zu den literarischen Texten als Bezugspunkt und Kontrastfolie dienen. Die theoretischen Ausführungen sind – trotz vielfältiger Querverweise unter den besprochenen Beiträgen zum Erhabenen und einer detaillierten kritischen Darstellung der Fachliteratur – nicht nur klar formuliert und leicht zu verfolgen, sondern sie verstehen es auch, immer wieder zum Weiterlesen anzuregen. Ganz dem vorhin schon angesprochenen Anliegen der Arbeit entsprechend, sind gerade diejenigen Passagen am interessantesten geraten, in denen beispielsweise die dem begrifflich bestimmbareren Gehalt zuwiderlaufende Rhetorik der Kantschen Argumentation beschrieben oder wo erklärt wird, was eigentlich Raoul Schrott in der prominenten Liste der Philosophen von Kant bis Lyotard zu suchen hat – also immer dort, wo Philosophie als Literatur und Literatur oder literarischer Essay als Philosophie gelesen wird bzw. die Grenzen zwischen den beiden verschwimmen. Im Falle von Schrott muss der Verfasser dann freilich zugeben, dass die Erklärung des Erhabenen bei diesem Autor „recht unspezifisch“ bleibe (S. 52).

Allerdings wird die Kritik an Schrott noch in anderer Hinsicht bedeutsam. Der Vorwurf einer unspezifischen Bestimmung des Begriffs besteht nämlich darin, dass der von Schrott diagnostizierte „Riss zwischen Ich und Welt“ als adäquateste Bestimmung des Erhabenen an anderer Stelle ganz all-

gemein die Funktion von Sprache beschreibe und somit höchstens ein gradueller Unterschied zwischen ‚Sprache allgemein‘ und ‚erhabenem Sprechen‘ konzipiert werde (S. 52). In den folgenden Unterkapiteln *Natur* (S. 69-157) und *Sprache* (S. 157-208) des dritten Teils *Literarische Konfigurationen*, dessen gehaltreiche und präzise Einzelanalysen hier zu rekapitulieren unmöglich wäre, geht es mehr oder weniger unterschwellig immer auch darum, dass die Autoren Handke, Ransmayr, Schrott und Strauß angesichts des Erhabenen gerade mit der Unzugänglichkeit und Bedeutungsverweigerung der Natur, also mit dem als „Riss“ auf den Punkt gebrachten Darstellungsproblem zu kämpfen haben. Das Erhabene als der radikalste Auslöser einer Erfahrung der Privation (ein Leitbegriff bei Lyotard) ist aber bei diesen Autoren nicht zu lösen von der Erfahrung der Sprache als Privation. Ihre Antwort darauf ist nun eigentümlich, und das Befremden, von dem diese Art von Literatur in der Kritik stets begleitet wurde, resultiert wahrscheinlich nicht zuletzt aus dieser Eigentümlichkeit. Es ist natürlich immer ungerecht, in vieler Hinsicht so verschiedene literarische Texte auf einen Nenner zu bringen, aber trotzdem kann man sich beim Lesen dieser Interpretationen des Eindrucks nicht erwehren, dass manche von den Texten auf eine ähnliche Weise das Zerreden dieser Privation in einer hochstilisierten Sprache betreiben. Thorsten Hoffmann formuliert z.B. im Zusammenhang mit Schrotts Band *Tropen. Über das Erhabene* die Einsicht, dass die Unmöglichkeit einer Reprä-

sentation des erhabenen Erlebnisses hier zu dem Programm führe, dieses Erhabene nur noch im Ton, in einer erhabenen Rhetorik, im *genus sublimis* greifbar zu machen (S. 171). Wie wenig sich jedoch Schrotts Sprache tatsächlich „entleert“ oder diesen Riss aufzeigt, zeigen gerade Hoffmanns Analysen, in denen sich diese Gedichte als gut lesbare Durchexerzierungen von Schrotts poetologischem Programm im den Band begleitenden Essay *Inventarium* herausstellen. In einem der resümierenden Schlusskapitel weist Hoffmann zwar nachdrücklich darauf hin, dass Schrott mit „literarischen Ausdrucksmitteln experimentier[e]“ (S. 351) und seine Gedichte teilweise zur „Bildverweigerung“ tendierten (S. 354), aber davon ist in der vorgängigen ausführlichen Analyse kaum etwas zu merken.

In diesem Zusammenhang sei noch von einer Parallele die Rede, die der Verfasser immer wieder suggeriert: Es geht um Lyotards eminentes Beispiel aus der zeitgenössischen Kunst, um den sog. Abstrakten Expressionismus, in dessen prominentestem Vertreter Barnett Newman Lyotard den „Kronzeugen für seine Theorie einer zeitgemäßen Form von Erhabenheit“ sieht (Kap. *Bildende Kunst*, S. 223). Die riesigen Farbflächen von Newman seien in der Lage, „das Bewußtsein außer Fassung zu bringen“, aber sie böten vor der drohenden Zeit- und Formlosigkeit auch einen letzten Halt und suspendierten damit die Drohung der Beraubung (auch S. 33). Der Abstrakte Expressionismus, der vor allem in Botho Strauß' *Geschichte der Almut* einen expliziten

Bezugspunkt (und, wie Hoffmann überzeugend zeigt, einen Anlass zur Korrektur der Lyotard'schen Konzeption durch Strauß) darstellt, wird in dem schon erwähnten Schlusskapitel auch mit Schrotts Lyrik in Verbindung gebracht: „Wenn er [Lyotard] die Geschichte des Erhabenen in der bildenden Kunst [...] als eine Geschichte der zunehmenden Abstraktion und das moderne Erhabene als grundlegend für den ‚Ursprung der abstrakten Malerei‘ begreift, lässt sich dies durchaus mit Schrotts abstrakter, weitgehend inhaltsleerer Version des Erhabenen in Verbindung setzen“ (S. 355). Zieht man nun einige der Zitate aus Schrotts *Tropen*, die Hoffmann bringt, in Betracht (beispielsweise „hatte ich mir in der höhe gott ersehnt/fand ich ihn bloß auf meinen eng beschriebnen bögen“ oder „ohne die kraft zu widerstehen zieht/das erhabene den körper in seinen bann und betäubt/die seele“), dann wird diese Parallele nicht ohne Weiteres plausibel. Während Schrott in seinen Gedichten *erklärt*, in welchem Sinne das Erhabene eine Herausforderung für den modernen Dichter darstellt, die ganze Tradition des Erhabenen *mitreflektiert* und – den „Riss“ auch narrativ explizierend – in der Rhetorik nach einem letztmöglichen Halt sucht, zeigen die Gemälde Newmans mit ihren nonfiguralen, weitgehend bedeutungsfreien Farbflächen diesen letzten Halt vor dem Chaos *auf*. Deswegen wäre ein Pendant zu Newmans Malerei in der Literatur wohl eher in manchen Texten der klassischen oder postklassischen Avantgarde zu suchen, die das Darstellungsproblem

nicht explizit verhandeln, sondern über den Weg der Abstraktion und Referenzverweigerung letzte Formen bieten.

In diesem Buch geht es natürlich bei weitem nicht nur um Schrott oder um die beschriebenen Fragestellungen, und vor allem werden selbst diese noch in anderer Perspektive zugänglich. Hoffmann zeigt z.B., dass selbst innerhalb des untersuchten Textkorpus noch bestimmte Wandlungen des Umgangs mit der Herausforderung des Erhabenen stattfinden: Er bescheinigt den früheren Texten, wie z.B. Handkes *Langsame Heimkehr* oder Strauß' *Die Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war* eine Erhabenheit über das Erhabene. Mit der Erschaffung literarischer Gegenwelten solle das Ich vor der Infragestellung durch die Überwältigungserfahrung gerettet werden. (Dies ist die neutrale und damit vielleicht angemessenere Formulierung dessen, was wir als das Zerreden der Privation benannt haben.) Die Überwindung speise sich aber „nicht mehr aus metaphysischen oder moralischen Quellen, sondern aus dem Vertrauen in die Möglichkeiten poetischen Sprechens“, womit diese Texte eindeutig der Moderne zuzuordnen seien (S. 338), im Gegensatz zu (oder in gradueller Abweichung von) bestimmten späteren Werken der genannten Autoren. In den späteren Texten trete der früher „von der artifiziellen Sprache übertönte Überlebenskampf des Subjekts“ (S. 339) nun deutlicher zutage. Dieser abstrakten Vorstellung vom Tod des Subjekts korreliere dann bei Ransmayr in *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* die konkrete Todesgefahr.

Im Kapitel *Politik, Krieg und Holocaust* (S. 245-284) entwickelt Hoffmann aus Strauß' Erzählungen eine „Rezeptionstheorie“ des Erhabenen, deren politische Implikationen erst in Essays wie *Anschwellender Bocksgesang* vollends deutlich werden. Durch eine präzise Analyse dieses – bei seinem Erscheinen so viele Anschuldigungen auslösenden – Essays und den Rekurs auf Lyotard wird gezeigt, dass Strauß' Gedankengang über den Holocaust an die Struktur von Erhabenheitserfahrungen anschließt und in dieser Hinsicht Lyotards Holocaust-Auffassung sehr nahe steht. In einem weiteren Kapitel (S. 284-333) werden die naturwissenschaftlichen Theorien referiert (z.B. die Chaosforschung oder die verschiedenen

Zeitmodelle), die vor allem Botho Strauß, aber wie es schon am Anfang des Buches angedeutet wird (S. 49), auch den *poeta doctus* Raoul Schrott bei ihrer Konzipierung des Erhabenen nachweislich beeinflusst haben. In jedem einzelnen Kapitel versteht es der Verfasser, an vorangegangene Einsichten anzuknüpfen und diesen angesichts des neuen Textes oder des neuen Blickwinkels weitere Nuancen oder eben Widersprüche abzugewinnen. Sein Forschungsfeld betrachtet er, dem impliziten Appell des Erhabenen gemäß, als etwas Heterogenes, dem man mit der größtmöglichen Gerechtigkeit begegnen sollte.

Kovács Edit (Debrecen)

Kerekes, Gábor; Erdődy, Orsolya (Hg.): Hermann Hesse. Humanist und Europäer. I. Internationale Hermann-Hesse-Gedenkkonferenz in Ungarn. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2005 (Budapester Beiträge zur Germanistik 49). 184 S.

Als im Jahre 2002 eine Gedenkkonferenz anlässlich Hermann Hesses 125. Geburtstag in den Räumlichkeiten des Budapester Goethe-Instituts stattfand, wurde sehr deutlich, dass die Rezeption des heute in Ungarn zu den meistgelesenen ausländischen Autoren gehörenden Hermann Hesse vergleichsweise spät einsetzte. Mittlerweile liegt eine umfassende ungarischsprachige Werkausgabe im Budapester Verlag *Cartaphilus* vor, ein Privileg, das nur den wichtigsten ausländischen Autoren vorbehalten ist. Vor der politischen

Wende war Hesse in Ungarn zwar kein Unbekannter, aber die Übersetzung seiner Werke wurde von der sozialistischen Kulturpolitik kaum gefördert, obwohl seine Texte trotz individualistischer Tendenzen nicht als gemeinschaftsfeindlich eingestuft wurden. Da Hesse von der Politik nicht direkt verfolgt wurde, konzentrierten sich die Übersetzer tendenziell darauf, weitaus „problematischere“ Autoren wie Broch, Kafka und Musil gegenüber der sozialistischen Kulturpolitik „durchzusetzen“. Einen fundierten Überblick über die

ungarischsprachige Rezeption Hesses in Ungarn zwischen 1913 und der Gegenwart gibt Gábor Kerekes (S. 77-96) im 2005 erschienenen Konferenzband mit den Beiträgen der TeilnehmerInnen. Zwar wurden bereits seit 1913 vereinzelt kürzere Texte Hesses in der Zeitschrift *Népszava* veröffentlicht, aber die führende Literaturzeitschrift *Nyugat* erwähnte seinen Namen zum ersten Mal erst 1935, und auch in der wirkungsmächtigen *A világirodalom története* (Geschichte der Weltliteratur) von Antal Szerb wird Hesse zwar kurz erwähnt, aber kaum vertiefend behandelt. Auch die Verleihung des Nobelpreises im Herbst 1946 an Hermann Hesse trug kaum zu einer Veränderung der Situation bei. Nachdem bereits 1922 der *Peter Camenzind* und 1923 *Siddharta* ohne größeren Erfolg in ungarischer Übersetzung erschienen waren, wurde z.B. *Narziss und Goldmund* erst in den 60er Jahren in Ungarn publiziert. Als wichtig für eine in den 60er Jahren beginnende nennenswerte Rezeption Hesses erachtet Kerekes, dass die Literaturzeitschrift *Nagyvilág* seit den späten 50er Jahren Texte von Hesse abdruckte, sich in den 60er Jahren bekannte Literaturwissenschaftler wie Előd Halász und Béla G. Németh für den Autor einsetzten und bedeutende Übersetzer wie Dezső Keresztúry und István Tótfalusi begannen, sich seines Werkes anzunehmen. Auch scheint die einsetzende positive Rezeption Hesses auf die wohlwollenden Bemerkungen Thomas Manns über den Autor zurückzuführen zu sein.

In den 70er Jahren kommt es dann endgültig zum Durchbruch, was sich

auch daran zeigt, dass im 1975 von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen *Lexikon der Weltliteratur* ein längerer Artikel über Hesse erscheint. In den 80er Jahren wird dann *Das Glasperlenspiel* in ungarischer Übersetzung veröffentlicht, und es finden sich auch bereits viele Artikel und Rezensionen über Hesses Werke in Fachorganen. Interessant sind die Ausführungen von Kerekes zur Nachwendzeit in Ungarn, denn Hesse erlebt in dieser Zeit, die allgemein bezüglich der Übersetzungsvielfalt eher als Rückschritt bezeichnet werden kann, einen bemerkenswerten Boom. Im Verlag *Cartaphilus* erscheinen unter der Betreuung des Hesse-Forschers Géza Horváth fast alle Texte von Hesse in ungarischer Übersetzung, so auch *Unterm Rad* („Kerék alatt“) im Jahre 2002.

Neben dem Beitrag von Gábor Kerekes finden sich weitere interessante Artikel im Tagungsband. *Regina Bucher* (Montagnola) geht in ihrem persönlich gehaltenen Beitrag ‚*Und auch die Tessiner liebe ich sehr (...)*‘ Hermann Hesse und die Tessiner (S. 19-27) auf Hesses distanzierendes und zugleich liebevolles Verhältnis zum Tessin ein. Der Autor lebte seit etwa 1919 bis zu seinem Tod im Jahre 1962 im Tessin, vorwiegend in Montagnola, was er auch in der Erzählung *Mein Nachbar Mario* literarisch verarbeitete.

Orsolya Erdődy untersucht in ihrem Beitrag ‚*Statt Kosmos Chaos, statt Ordnung Wirrnis*‘ – *Zu einem Tagebuchblatt von Hermann Hesse* (S. 28-37) einen Tagebucheintrag Hesses vom 15. Mai 1955, in dem der Autor über

eine seelisch-dramatische Situation, nämlich die Wirkung der Musik nach einem Konzert, in dem Stücke von so gegensätzlichen Musikern wie Händel und Béla Bartók gespielt wurden, berichtet. Hesse, der moderner Musik eher ablehnend gegenüber stand, sieht in der als chaotisch, dissonant und zufällig bezeichneten Musik Béla Bartóks das Gegenstück zu den regelhaften, klar und logisch aufgebauten Stücken von Händel. Beide Welten sind zwar entgegengesetzt, streben aber doch zueinander. Die eine (Händel) entspricht der Bürgerswelt mit ihrer Ordnung und Planbarkeit, die andere (Bartók) dem triebhaften, schmerzhaften und vergänglichen Teil der menschlichen Existenz. Die Verfasserin zeigt, dass Hesse durchaus nicht nur an romantischer, sondern auch an moderner Musik interessiert war.

Miklós Györffy geht in seinem Beitrag *Hesse als Glasperlenspieler* (S. 38-45) auf die im Glasperlenspiel vorgeführte Welt der Musik und Mathematik ein, die sich jenseits der Worte befindet. Hesse strebe in diesem Roman nach einer Überwindung verschiedener Polaritäten, wie sie für sein Werk charakteristisch seien.

Dieses Thema vertiefend beschäftigt sich Géza Horváth in seinem Aufsatz *Die Funktionen der Handlungsstruktur im Glasperlenspiel am Beispiel der drei Lebensläufe: Der Regenmacher, Der Beichtvater und Indischer Lebenslauf* (S. 46-55) mit den Hauptgedanken des Romans, die sich im Anhang („Josef Knechts hinterlassene Schriften“) finden. Die Lebensläufe spiegeln wichtige Stationen der

Menschheitsgeschichte, so im *Regenmacher* die matriarchalischen Zeiten vor etwa 20.000 Jahren, im *Beichtvater* das Urchristentum im 3. oder 4. Jahrhundert und in *Indischer Lebenslauf* das alte Indien des zum erleuchteten Yogin gewordenen indischen Fürstensonns Dasa. Gleichzeitig sind in ihnen Hauptgedanken des Hesse'schen Werkes – wie Bipolarität, Kreislauf, Einheit, der Protagonist als Erwählter und Seelenführer – sowie seine Entwicklungslehre zu finden. Die Funktion der Lebensläufe ist u.a., dass zwei Pole (deren höchstes Gegensatzpaar Geist und Natur bilden) jeweils zu einer Weiterentwicklung auf eine höhere Stufe führen. Diese Bewegung vollzieht sich in Kreis- und Spiralförmigkeit nach oben hin, also in Richtung einer Transzendenz. Um dorthin zu gelangen, sind bei Hesse Erwählte nötig, die bereits weit entwickelt sind und sich dem Ziel einer Einheit nähern. Bei Hesse werden daher die Protagonisten von Seelenführern geleitet, die bei Erreichung des entsprechenden „Ziels“ wieder verlassen werden können. Um solche Figuren handelt es sich in unterschiedlicher Ausprägung in den drei Lebensläufen.

Peter Huber beleuchtet in seinem Aufsatz *Dichtung als Konfession. Der Hesse der 20er Jahre* (S. 56-76) die beiden Bezugspunkte des Schaffens von Hesse. Zum einen sei das die Dichtung als „Glaubensbekenntnis“ bzw. „Beichte“ in der Tradition von Augustinus, Rousseau und des deutschen Pietismus, zum anderen die Psychoanalyse, die seit dem Ersten Weltkrieg für den Autor zunehmend an

Bedeutung gewinnt. Spuren davon sind in vielen seiner Texte zu finden, so in *Kinderseele*, *Klein und Wagner und Klingsors letzter Sommer*. Hesse sucht darin nach einem Ausgleich von Geistigkeit und Sinnlichkeit, wie sie auch von C.G. Jung, bei dem der Autor im Mai und Juni 1921 in Therapie war, angestrebt wird. Huber vertritt die Auffassung, dass die Texte Hesses letztendlich seinen eigenen Lebensweg widerspiegeln und insofern gewissermaßen einer Beichte gleichkommen.

Ursula Klingenhöck (Wien) behandelt in ihrem interessanten Aufsatz *Pictura – Mythos – (literarischer) Typus. Die Darstellung Frédéric Chopins in ausgewählten Schriften Hermann Hesses* (S. 97-119) das Verhältnis Hesses zu Chopin und die vielfältigen Spuren in seinen Werken, vor allem in den Schaffensphasen bis etwa 1900 und nach 1950. Klingenhöck zeigt, dass Hesse bestrebt ist, die psychische Seite Chopins in den Mittelpunkt zu rücken, angeregt durch Chopins *Stuttgarter Tagebuch*, in dem sich dieser über das Sterben Rechenschaft ablegt. Chopin erscheint bei Hesse als zarter, nervöser, schwärmerischer und überempfindsamer Künstler. Vor allem, so zeigt Klingenhöck, in der frühen Phase ist eine klischeehafte Stilisierung des Künstlers als ein an sich leidender und einsamer, überempfindsamer Mensch nicht zu übersehen. Bei Hesse wird Chopin zum Inbegriff einer Künstlerfigur, deren Züge sich in den verschiedenen Ausprägungen (Musiker, Maler, Dichter) im seinem Werk vielfach zeigen.

Der Herausgeber der Schriften Hesses im Suhrkamp Verlag, *Völker*

Michels, arbeitet in seinem Beitrag *„Auf den Einzelnen kommt es an!“ Zur Aktualität von Hermann Hesse* (S. 120-134) die Kategorie des Eigensinns als Gegenpol zur Anpassung als charakteristisches Merkmal seiner Werke heraus. Hesse wollte diesem Begriff im Sinne von Mut zur Eigenständigkeit, als Expedition zu sich selbst, Suche nach persönlichen Stärken etc. zu Aktualität verhelfen. Auch bei Michels wird sichtbar, wie stark Hesse seine eigene Biografie im Werk verarbeitet. Die großen Widerstände gegen jeden Konformitätsdruck resultieren auch aus einer Reibung mit seiner protestantischen Herkunft, dem Ausbruch aus dem Theologischen Seminar im Alter von 14 Jahren, der Einweisung in eine Heilanstalt und dem schwierigen Versuch, mit 21 Jahren erstmals als Schriftsteller tätig zu sein. Michels betont, dass Hesse einerseits in seinen Schriften die Individualität in den Mittelpunkt stellt, andererseits aber auch ein großes Interesse für andere Völker und Kulturen entwickelt hat. In seinem Beitrag skizziert Michels die Gründe für den weltweiten Erfolg des Autors. Hesse erlebe immer in Zeiten eines Werteverfalls oder der Neuorientierung eine Renaissance, z.B. nach den beiden Weltkriegen und während des Vietnamkrieg in den USA. Va. helfen seine Bücher, mit den großen Lebenskrisen zurechtzukommen; mehr als die Hälfte seiner Leser ist zwischen 14 und 35 Jahre alt. Gerade diese Gruppe ist auf der Suche nach Individualität, nach einem „Ich“, wobei Michels sehr zu Recht betont, dass damit bei Hesse keinesfalls die häufig verengte Sicht-

weise des Europäers oder gar ein westlicher Egoismus und Egozentrismus gemeint ist, sondern vielmehr – mit den Worten Hesses – der „innerste wesentliche Kern jeder Seele, den der Inder Atman nennt und der göttlich und ewig ist. Wer dieses Ich findet, sei es auf dem Wege Buddhas oder der Veden oder des Lao Tse oder Christi, der ist in seinem Innersten verbunden mit dem All, mit Gott und handelt aus einem Einverständnis mit ihm heraus.“ (S. 126 f.). Michels zeigt auch, dass die ungeheure Popularität Hesses im Gegensatz zur Skepsis der Literaturwissenschaft steht. Lange bekam Hesse überhaupt keine Literaturpreise in Deutschland verliehen. Mittlerweile beträgt die Weltauflage seiner Werke 100 Millionen Exemplare, davon sind etwa 20 Prozent deutsche Ausgaben; sein Werk wurde in 60 verschiedene Sprachen übersetzt, auch in Russland und China ist Hesse mittlerweile bekannt. Weitere Faktoren des Erfolgs sind laut Michels Hesses klare und verständliche Sprache, die sich aus einem reichen Wortschatz speist.

Uli Rothfuss (Calw) fragt sich in seinem Beitrag ‚*Seit ich zurückdenken kann, hat es ihn gegeben*‘. *Schriftsteller und Hermann Hesse* (S. 135-147), wieso Hesse trotz vieler negativer Rezensionen einen so großen Erfolg hat und der meistübersetzte deutsche Dichter seit den Brüdern Grimm ist. Ein wichtiger Faktor sei, dass Hesse ein Kommunikationstalent war. Rothfuss vermutet, dass der Erfolg Hesses möglicherweise auch an einer gewissermaßen verallgemeinerbaren Beliebtheit in seinem Werk liegen könnte. Auch

Rothfuss betont die Bedeutung der Sprache Hesses, deren Verständlichkeit und Klarheit bei gleichzeitiger Musikalität und einem hohen Anteil an bedeutungsvollen Passagen bei jungen Lesern besonders gut ankommt.

Marco Schickling zeigt in seinem Aufsatz *Hermann Hesse als Leser und Rezensent* (S. 148-160), dass Hesse mit über 3000 Rezensionen und zahlreichen Aufsätzen zur Literatur ein ausgesprochen produktiver Rezensent und Verfasser von Artikeln war. So publizierte er in 60 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, u.a. im anti-wilhelminischen *Simplicissimus*, in der von ihm zwischen 1906 und 1912 mitherausgegebenen kulturpolitischen Zeitschrift *März* und in der *Frankfurter Zeitung*. Seit 1912 wird die *Neue Züricher Zeitung* zur Stammzeitung Hesses. Interessant ist, dass Hesse anscheinend in seinen Rezensionen kaum tadelte, sondern bestrebt war, v.a. die positiven Aspekte der besprochenen Bücher hervorzuheben. Nach dem ersten Weltkrieg gründete Hesse seine eigene Zeitschrift *Vivos voco*, in der er auch zahlreiche eigene Rezensionen veröffentlichte. Insgesamt werden seine Besprechungen seit 1917 zeitkritischer, er bezieht klar Stellung, so auch in der Diskussion um Kästners angeblich unmoralischen Roman *Fabian* (1931).

Schließlich behandelt László V. Szabó in seinem Beitrag *Hermann Hesse, der gute Europäer* (S. 161-176) das Verhältnis des Autors zu Europa. Hesse wandte sich immer wieder gegen ein zu eng verstandenes Deutschtum, dem auch Dichter wie Heine zum Opfer gefallen sind. Dem gegenüber stehen

bei ihm die guten Europäer wie Goethe und Nietzsche (auf dessen Europavorstellungen sich Hesse auch bezieht), Mozart und Schopenhauer als Träger der Hoffnung auf ein weiter verstandenes Deutschtum. Das Europa Hesses ist ein Gegenbild zum Nazi-Regime und entspricht einer geistigen Welt- und Wertvorstellung, die in einer humanen und religiösen Tradition verankert ist.

Der Band wird abgerundet durch einen Anhang, in dem sich ein aufschlussreiches Gespräch zwischen Regina Bucher und Giulio Petrini, der im Postbüro in Montagnola arbeitete und Hesses Briefe zustellte (S. 178-181), ein Gespräch mit den Veranstaltern der Hesse-Tagung, Orsolya Erdődy und Gábor Kerekes (S. 182-184), ein kurzes Vorwort der Herausgeber (S. 7-8), Ein-

führungsworte des Vorsitzenden des Ungarischen Schriftstellerverbandes, Márton Kalász (S. 9-11), des damaligen Botschafters der Bundesrepublik Deutschland in Ungarn, Wilfried Gruber (S. 12-13) und des Dekans der Philosophischen Fakultät der ELTE in Budapest, Károly Manherz (S. 14-15).

Zu bemängeln wäre an diesem interessanten und vielfältigen Band, der insbesondere die ungarischen Aspekte des Werkes Hesses in den Blick nimmt, allenfalls, dass eine Aufstellung der Verfasser mit Informationen zu Werdegang und Wirkungsstätte fehlt. Auch scheint an einigen Stellen auf ein gründliches Lektorat verzichtet worden zu sein.

René Kegelmann (Eger)

Kertész, András: Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie. Tübingen: Narr, 2004. 439 S.

Der Autor des vorliegenden Buches ist bekanntlich einer der führenden europäischen Wissenschafts- und Sprachtheoretiker. Das besondere inhaltliche Merkmal seiner bisherigen Werke ist das ungewöhnliche Verhältnis von Wissenschaftstheorie und Linguistik. Während die Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts ihre Thesen am Beispiel der Naturwissenschaften, vor allem an dem der Physik, erarbeitete, versucht Kertész konsequent, wissenschaftstheoretische Probleme durch Fallstudien über verschiedene Aspekte

der linguistischen Theoriebildung zu veranschaulichen. Dies mündet einerseits in einen originellen Ansatz zur allgemeinen Wissenschaftstheorie, andererseits in ein neues Herangehen an die Grundlagenprobleme der Linguistik.

In seinem neuen Buch versucht Kertész, seine Erkenntnisse auf beiden Gebieten zu synthetisieren. Die umfangreiche Monografie besteht aus sechs Teilen, die ihrerseits in mehrere Kapitel untergliedert sind.

In Teil 1 unterbreitet der Autor die

Grundthesen seines wissenschaftstheoretischen Ansatzes, den er *reflexiv-heuristischen Naturalismus* nennt. Er geht von den Diskussionen aus, die Quines Vorschlag, die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie „zu naturalisieren“, auslöste (vgl. Quine, Willard Van Orman: *Epistemology Naturalized*. In: Ders.: *Ontological Relativity and Other Essays*. New York: Columbia UP, 1969, S. 69-90). Quine stellt der sog. Traditionellen Wissenschaftstheorie die Naturalisierte Wissenschaftstheorie gegenüber. Sein Grundgedanke ist, dass die Traditionelle Wissenschaftstheorie – die grundsätzlich a priori verfährt, und wissenschaftliche Theorien aufgrund der Prinzipien der Rationalität bewertet – durch die Methoden der empirischen Naturwissenschaften ersetzt werden solle. Im Unterschied zur Traditionellen Wissenschaftstheorie zielt die Naturalisierte Wissenschaftstheorie nicht darauf ab, der Wissenschaft normativ vorzuschreiben, wie sie verfahren müsse, sondern vielmehr darauf, wissenschaftliche Erkenntnis mit den empirischen Mitteln der Naturwissenschaften zu beschreiben und zu erklären. Kertész' Analyse der Forschungslage zeigt allerdings, dass Quines ursprünglicher Ausgangspunkt durch neueste Entwicklungen entscheidend modifiziert und abgeschwächt wurde. Zum einen geht es heute – anders als bei Quine – nicht mehr um die gänzliche Ablösung der Traditionellen Wissenschaftstheorie durch die Naturalisierte; vielmehr soll zwischen ihnen eine Art Arbeitsteilung entstehen. Somit argumentiert Kertész *nicht gegen* die Traditionelle Wissenschaftstheorie,

sondern *für* die Koexistenz der beiden. Zum anderen kommen als Kandidaten für die Naturalisierte Wissenschaftstheorie nicht nur die Naturwissenschaften, sondern die Einzelwissenschaften im Allgemeinen – vor allem die Kognitionswissenschaften und die Soziologie, aber auch die Linguistik selbst – in Frage. Dadurch beschränkt sich das Attribut „naturalisiert“ – im Unterschied zu seiner wörtlichen Bedeutung – nicht auf die Verwendung naturwissenschaftlicher Mittel; es werden all die Untersuchungsmethoden zur Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnis als legitim anerkannt, die in den Einzelwissenschaften im weitesten Sinne geläufig sind.

Anstatt die Naturalisierte Wissenschaftstheorie kritiklos auf die Linguistik anzuwenden, zeigt Kertész, dass sie zu einem Paradoxon führt. Eine Konsequenz dieses *naturalistischen Paradoxons* besteht darin, dass – da Objekt- und Metatheorien gleichermaßen empirisch und einzelwissenschaftlich sind – zur Beschreibung der Objektwissenschaft eine Metatheorie, zur Erarbeitung dieser Metatheorie eine Metametatheorie nötig ist – usw. ad infinitum. Kertész löst das Paradoxon auf eine einfache, aber umso originellere Weise. Er schlägt eine Heuristik vor – die *Heuristik des reflexiven Naturalismus* –, mit deren Hilfe aus objektwissenschaftlichen Theorien Metatheorien konstruiert werden können. Die Eleganz dieser Lösung zeigt sich darin, dass sie unmittelbar die Grundzüge eines innovativen wissenschaftstheoretischen Projekts ergibt. Da eine Heuristik per definitionem aus Regeln

besteht, wird zunächst der unendliche Regress vermieden: „Aus der Beschaffenheit des Regelbefolgens geht hervor, dass man, um die Regeln einer Heuristik zu befolgen, *diese nicht zu beschreiben, zu erklären oder in welchem Sinne auch immer darzustellen braucht*. Die Analogie zur Sprache ist [...] nahe liegend: Genauso wie wir eine Sprache fehlerfrei sprechen können, ohne jemals ein Grammatikbuch in der Hand gehabt zu haben, können wir *eine Heuristik praktizieren, ohne sie beschrieben zu haben*. Es besteht daher zwar die *Möglichkeit* eines eventuellen Regresses, aber *keine Notwendigkeit* dazu. Natürlich *darf man* sie beschreiben – aber für die erfolgreiche Anwendung einer Heuristik ist die Darstellung derselben auf einer höheren Metaebene *keine notwendige Voraussetzung* und es gibt keinen Zwang zu einem Regress“ (S. 54). Gleichzeitig wird ermöglicht, dem gegenwärtigen Pluralismus der Wissenschaftstheorie Rechnung zu tragen: Prinzipiell sind all die Metatheorien akzeptabel, die mit dieser Heuristik verträglich sind, und solche Metatheorien sind nichts anderes als mögliche Realisierungen der Heuristik. Sie dürfen koexistieren und stellen Alternativen dar, zwischen denen der Wissenschaftstheoretiker je nach den zu lösenden Problemen wählen kann. Dadurch lassen sich Metatheorien unterschiedlichen Ursprungs integrieren und auf ihre Leistungsfähigkeit hin überprüfen.

Nachdem der Autor seinen wissenschaftstheoretischen Untersuchungsrahmen auf diese Weise entwickelt hat, zeigt er in den nachfolgenden Teilen des

Buches, mit welchem Ergebnis alternative Metatheorien, die zwar mit der Heuristik des reflexiven Naturalismus verträglich sind, die sich aber voneinander u.U. beträchtlich unterscheiden, auf gewisse, exemplarisch ausgewählte Aspekte der linguistischen Theoriebildung angewendet werden können.

Die Teile 2-5 sind nach einem einheitlichen Muster strukturiert. Sie beginnen jeweils mit einem Überblick über die für das Verständnis der Argumentation notwendigen Hintergrundannahmen. Anschließend werden zentrale Thesen der jeweiligen Metatheorie zusammengefasst, die Grundbegriffe eingeführt und erläutert. Es folgen mehrere Fallstudien, deren Aufgabe es ist, die Funktionsfähigkeit der ins Auge gefassten Metatheorie zu illustrieren. Schließlich wird im letzten Kapitel die Leistung der angewandten Metalinguistik ausgewertet.

Teil 2 ist der wissenschaftssoziologischen Realisierung der Heuristik des reflexiven Naturalismus gewidmet. Es wird gezeigt, wie David Bloor's Wissenssoziologie (vgl. z.B. Bloor, David: *Knowledge and Social Imagery*. London: Routledge, 1976) – einer der umstrittensten Ansätze der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie – in eine mögliche Metatheorie der Linguistik weiterentwickelt werden kann. Ihre Anwendungen auf die Linguistik in den Fallstudien führen zu interessanten Erkenntnissen. Beispielsweise argumentiert der Autor dafür, dass einzelne Entwicklungsstadien der generativen Linguistik mit der Struktur der Wissenschaftlergemeinschaft korrelieren, und daher gewisse Eigenheiten der Theorie-

struktur teilweise durch gesellschaftliche Interessen beeinflusst worden sind. Ebenfalls neuartig ist die Hypothese, wonach in einem wissenssoziologischen Rahmen Chomskys und Wittgensteins Sprachauffassung sich nicht unbedingt ausschließen. In einer dritten Fallstudie wird am Beispiel von Verschuerens empirisch-konzeptuellem Ansatz zur Pragmatik dafür argumentiert, dass in der Linguistik auch vortheoretische Informationen erklärend sein können.

Da eine der bekanntesten Realisierungen der Naturalisierten Wissenschaftstheorie die Kognitionswissenschaft ist, werden im dritten Teil des Buches Fallstudien angeführt, die in den Bereich der „cognitive science of science“ gehören. Der Autor entwirft eine mögliche modularistische und eine holistische Metalinguistik, und zeigt in mehreren Fallstudien, dass ihre Anwendungen zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Es sei bemerkt, dass Kertész der in diesem Teil dargestellten Problematik eigenständige Monografien gewidmet hat, und somit die hier abgedruckten Fallstudien lediglich komprimierte Zusammenfassungen von Befunden sind, die andersorts in detailliert ausgeführter Form vorliegen (vgl. etwa Kertész, András: *Die Modularität der Wissenschaft. Konzeptuelle und soziale Prinzipien linguistischer Erkenntnis*. Braunschweig: Vieweg, 1991; Ders.: *Die Ferse und der Schild. Über Möglichkeiten und Grenzen kognitionswissenschaftlicher Theorien der Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1995; Ders.: *Cognitive Semantics and Scien-*

tific Knowledge. Case Studies in the Cognitive Science of Science. Amsterdam: Benjamins, 2004).

Teil 4 führt weitere alternative Metalinguistiken exemplarisch an: Eine pragmatische und eine katastrophen-theoretische Metatheorie sowie eine Anwendung der von Barbara von Eckardt erarbeiteten „research frameworks“ auf die germanistische Linguistik (vgl. Eckardt, Barbara von: *What is Cognitive Science?* Cambridge, MA: MIT Press, 1993). In der letztgenannten Fallstudie wird beispielsweise die hochaktuelle und in der Literatur heftig diskutierte Frage thematisiert, ob es die germanistische Linguistik als eine autonome Disziplin überhaupt gibt. Kertész skizziert einen metatheoretischen Ansatz, der sowohl die Vielfalt als auch die Einheit der germanistischen Linguistik zu erfassen vermag.

Wie wir erwähnt haben, besagt eine der zentralen Thesen von Kertész, dass die Traditionelle Wissenschaftstheorie – im Unterschied zu Quines ursprünglicher Intention – durch naturalisierte Metatheorien nicht vollständig ersetzt werden dürfe, sondern mit ihnen koexistieren müsse. Dementsprechend wird in Teil 5 untersucht, welche Anwendungsmöglichkeiten die Traditionelle Wissenschaftstheorie auch nach der naturalistischen Wende bewahren kann. Am Beispiel der Phonologie des Deutschen wird gezeigt, dass linguistische Theorien oft unauflösbare Widersprüche enthalten, und dass sich ihre Struktur deshalb nur mithilfe einer parakonsistenten Logik rekonstruieren lässt. Dieser Befund weist sowohl auf die Legitimität von logischen Re-

konstruktionen im Sinne der Traditionellen Wissenschaftstheorie hin als auch auf die Notwendigkeit, ihre Mittel zu erweitern.

In Teil 6 werden schließlich die Ergebnisse der dargestellten Untersuchungen zusammengefasst, und die Probleme angeschnitten, derer sich der Autor bewusst ist, die aber ohne den gegebenen Rahmen zu sprengen nicht gelöst werden konnten.

Nach diesem Überblick stellt sich die Frage nach der Bewertung des im Buch vorgelegten Konzeptes. Was der Rezensentin als erstes auffällt, ist der Kenntnisreichtum des Autors, der ihn befähigt, sowohl mit wissenschafts- als auch mit sprachtheoretischen Problemen kompetent umzugehen. Zweitens ist die Kühnheit dieses groß angelegten Projekts beeindruckend. Anstatt in die Fußstapfen anderer zu treten, an irgendeine vorgeprägte, mehr oder weniger verbreitete Theorie zu glauben und diese anzuwenden, sucht Kertész neue Wege. Er erwägt Alternativen, überprüft gründlich und vorurteilsfrei die Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher Ansätze. Er ist Repräsentant einer leider seltenen, aber umso wertvolleren Denkweise, die Toleranz, Offenheit, Pluralismus, Kreativität und vor allem das Recht zum selbstständigen Denken verkündet.

Das Programm des reflexiv-heuristischen Naturalismus ist zweifellos einer der bedeutendsten Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftstheorie der Gegenwart überhaupt. Obwohl das Buch in erster Linie ein wissenschaftstheoretisches Meisterwerk ist, ist die

sprachtheoretische Leistung des Autors ebenfalls bemerkenswert: Die in den Fallstudien vorgelegten scharfsinnigen Argumentationen führen zu zahlreichen neuen und unerwarteten Erkenntnissen über die Struktur von linguistischen Theorien, die den Leser zur Neubewertung bisheriger Vorurteile über die linguistische Theoriebildung veranlassen.

Genau an diesem Punkt muss allerdings die Rezensentin Bedenken anmelden. Zwar wird der philosophisch *und* linguistisch geschulte Leser die Gedankenführung des Autors zweifelsohne für klar und leicht verständlich halten, aber es ist fraglich, ob alle potenziellen Leser des Buches auf beiden Gebieten gleichermaßen über die zu seinem Verständnis erforderlichen Hintergrundkenntnisse verfügen. Dies bedeutet, dass dieses herausragende Werk womöglich – auf eine paradoxe Weise – unter den Konsequenzen seiner Originalität leiden könnte: Es ist zu befürchten, dass nur wenige seine Bedeutung sowohl für die Wissenschafts- als auch für die Sprachtheorie erkennen werden. Trotzdem möchte die Rezensentin jedem, der Einsicht in die Mechanismen der (sprach)wissenschaftlichen Erkenntnis gewinnen möchte, empfehlen, sich die Mühe der Lektüre nicht zu sparen. Die Anstrengungen des interessierten Lesers werden sich auszahlen: Ihm wird sich eine faszinierende Welt des souveränen, freien Denkens über Wissenschaft und Sprache eröffnen.

Jana Adamek (Tübingen)

Kragl, Florian: Die Weisheit des Fremden. Studien zur mittelalterlichen Alexandertradition. Mit einem allgemeinen Teil zur Fremdheitswahrnehmung. Bern et al.: Peter Lang, 2005 (Wiener Arbeiten zur Germanischen Altertumskunde und Philologie. Bd. 38. Hg. v. Helmut Birkhan). 500 S.

In den letzten Jahrzehnten zeichnet sich auch in der deutschen Literatur- und Kulturwissenschaft ein neues Interesse an dem/der Fremde(n) und seiner/ihrer Erfahrung ab, wobei vor allem die Schlüsselwörter „Fremdheit“, „Andersheit“, „Verfremdung“ und „Alterität“ einen ungeheuren Boom erleben. So ist es angebracht, dass Kragls umfangreiche Arbeit zunächst in Teil A („Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter“) und Teil B („Die indischen Weisen in der deutschen Alexandertradition“) unterteilt, und Teil A in weitere zwei Hauptkapitel (I. „Fremdheitswahrnehmung“, II. „Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter“) gegliedert wird. Dadurch dass Teil A I. theoretische Aspekte und Positionen der Forschungsdiskussion überblicksartig darstellt und zugleich eine erste Orientierung in diesem sehr umfangreichen Forschungsgebiet bietet, sowie die Auseinandersetzung Kragls mit dem einschlägigen Begriffsinstrumentarium inkludiert, werden die leitenden Prämissen – im Teil A II. dann auf die Fremdheitswahrnehmung im Mittelalter bezogen eingegrenzt und ergänzt – der Untersuchung zugrunde gelegt. Teil B untergliedert sich dem Korpus gemäß (d.h. „die deutschen Alexanderromane des Mittelalters sowie deren unmittelbare und mittelbare Vorlagen seit antiker Zeit“, S. 174) in zwei Hauptkapitel, in die Untersuchung der

„antiken und frühmittelalterlichen Alexandertradition“ (Kap. III) und in die der „indischen Weisen in deutschsprachigen Texten des Mittelalters“ (Kap. IV).

Die von Kragl vorgelegte Studie versteht sich als „eine stoff- und motivgeschichtliche Arbeit über die Gymnosophisten- und Brahmanen-Episoden vor allem des Alexanderromans“ (S. 167) und zugleich nicht nur als Beitrag zu den Untersuchungen der Alexanderdichtungen des deutschen Mittelalters sondern auch zur Alexanderforschung der klassischen Philologie. Besonderes Augenmerk gilt dabei den Fragestellungen über die „(Fremdheits-)Wahrnehmung“ und der „(Re-)Interpretation“ (Fremdheitswahrnehmung als reinterpretative Größe, S. 170) anhand der „Berichte von den indischen Weisen vor allem der deutschen und vorhergehenden lateinischen Bearbeitungen des Alexanderromans sowie ihrer antiken Vorformen“ (S. 168). Zentrales Anliegen Kragls ist es, die „Abweichungen zwischen den auf einen ersten Blick sehr ähnlichen Ausgestaltungen“ (S. 168) in den vorgelegten Texten zu erschließen und der Frage nachzugehen, „was den in den meisten Fällen anonymen Bearbeiter zu dieser oder jener Veränderung verleitet haben könnte“ (S. 168), sowie aufzuweisen, was für Funktionen das Fremde im Textzusammenhang erfüllen kann, ferner Ver-

gleiche auszuführen, die „weiter vom Text wegführen und entweder nach verwandten Motiven in anderen Texten fragen, oder sich überhaupt von literarischen Texten entfernen und Konnexe zur (meist) Kirchen- oder Mentalitätsgeschichte vorschlagen“ (S. 170).

Der eigentlichen Analyse der Alexanderdichtung wird zur Kontrastierung des Untersuchungsgegenstandes ein Überblick über das Bild der indischen Weisen in den nicht-romanhaften antiken Schriften (z.B. *Geschichte Alexanders des Großen* von Curtius Rufus [1. Jh. n. Chr.], Arrians *Anabasis* [2. Jh. n. Chr.]) vorausgeschickt sowie mit einer kurzen chronologisch angelegten Übersicht über Texte außerhalb oder am Rande der Tradition der Alexander geschichten oder des Alexanderromans (wie z.B. Philons *De Abrahamo* [1. H. des 1. Jh.s n. Chr.], *Der jüdische Krieg* von Flavius Josephus) eine aufschlussreiche Darstellung des Stellenwertes der indischen Weisen in (spät-)antiken Schriften angehängt (Kap. III.1). Die Ausführungen über den *Pseuo-Kallisthenes* (Kap. III.2) tragen wesentlich dazu bei, dass Termini in Bezug auf die Gymnosophisten- bzw. Oxydraken- und Brahmanen-Episode ausdifferenziert werden können. Kap. III.3 wird dem Problembereich gewidmet, wie die Überlieferung von den indischen Weisen von frühchristlichen Autoren/Kirchenvätern rezipiert bzw. tradiert wurde, wobei in dieses Kapitel noch ein Exkurs über die mittelalterliche Topographie eingefügt wird, um zu veranschaulichen, wie sich antikes Buchwissen im Zeichen der christlichen Deutungs- und Wertungsschemata im

Laufe der Verarbeitungen verändern kann. Anhand der Brahmanenüberlieferung der *Collatio Alexandri et Dindimi*, im Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus (Kap. III. 4) wird auf mögliche Wechselbeziehungen von ideologischen Bezugspunkten hingewiesen. Kap. III.5 ist darauf angelegt, in erster Linie „textgeschichtliche Aporien“ der Alexanderromane erkennen zu lassen, die Eigenarten der Text(-gruppen) darzubieten und schließlich die Grundlagen für die Aufarbeitung der deutschen Bearbeitungen des Stoffes zu schaffen. Im Kap. IV wird zunächst der Akzent auf eine kurze Übersicht über die Rezeptionslinien des Alexanderstoffes – wie Fortsetzungen antiker Traditionen und eigenständige Hinzufügungen – in deutschsprachigen Texten des Mittelalters gelegt (*Basler und Straßburger Alexander*, *Rudolf von Ems*, *Ulrich von Etzenbach*, *Der Große Alexander*, *Alexanderchronik des Meisters*, *Johann Hartliebs Alexander* und der *Liber Alexandri Magni*) und dabei werden auch die wesentlichsten Komponenten des ambivalenten Alexanderbildes (vanitas- und superbia-Exempel, Welt- und Heilsgeschichte, positiv oder negativ gewertete Weltlichkeit und Herrschaftsdiskurs) skizziert. Im Weiteren werden Elemente des Alexanderbildes und der Berichte über die indischen Weisen (Gymnosophisten-Episoden bzw. Brahmanen-Episoden) bzw. Zusammenhänge resp. Wechselwirkungen zwischen dem Alexanderbild und dem Bild der indischen Weisen auch mit der Heranziehung der zeitgenössischen theologischen Literatur thematisiert und ausgewertet, wobei

auch auf die divergenten Perspektivierungs- bzw. Relativierungsmöglichkeiten sowie Deutungsmuster in den einzelnen Texten Bezug genommen wird. Prägnant verdeutlicht werden letztere insbesondere in den Unterkapiteln „Deutung“ bzw. „Vergleichstexte“ bzw. „Textvergleiche“ (beispielsweise unter christlich-heilsgeschichtlichem Aspekt, Brahmanen als Präfiguration eines idealen Christentums) u.a. bei der Reflektierung der einschlägigen Forschungsliteratur. Auch in das Hauptkapitel IV wurde ein Exkurs zu den Texten des 14. Jahrhunderts (IV. 5: Erbauungstexte und Reiseberichte – *Der große Seelentrost, Marco Polo (und Odorico da Pordeone), John Mandeville*) – als Darbietung für zwei

unterschiedlich verlaufende Prozesse der Literarisierung integriert.

Letztendlich ist es zu unterstreichen, dass sich Kragl sowohl im Teil A als auch im Teil B seiner Studie mit den bestehenden Positionen der Forschung zu den einzelnen Quellschriften ausführlich auseinandersetzt und dabei seine eigene Position klar abzugrenzen und zu vertreten versteht. Außer den dem Ende der Studie angehängten Verzeichnissen wäre noch ein Personen- und Sachregister zur besseren Orientierung im Band hilfreich gewesen.

Insgesamt hat Kragls reich fundierte Studie die Alexanderforschung um neue Fragenperspektiven und um wesentliche Anregungen bereichert.

Tünde Radek (Budapest)

Lenk, Hartmut E. H. (Hg.): Finnland – Vom unbekanntem Partner zum Vorbild Europas? Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 2006 (Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 10). 492 S.

Beim ersten Betrachten des Titelblattes könnte sich dem Interessenten die Frage, warum ein Sonderheft mit dem Namen eines Landes als Titel in einer Reihe wie *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* erscheint, aufdrängen. Auch der Untertitel scheint uns dabei nicht weiterzuhelfen. Eine Antwort auf die Frage bietet sich aber dann beim Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses an, wo wir (Unter)titeln wie „Zur Geschichte der Goethe-Institute in Finnland“ oder „Von Grammatik und Wortschatz bis zu Textsorten und Kulturunterschieden“ begegnen. Dabei

wird auch deutlich, dass in diesem Band Finnland aus einer speziellen Perspektive dargestellt wird: Artikel, in denen sein Verhältnis zu den deutschsprachigen Ländern und zur deutschen Sprache im weitesten Sinne beschrieben werden, überwiegen deutlich.

Im vorwortähnlichen ersten Beitrag wird uns schließlich vom Herausgeber erklärt, wie sich die Idee zu dieser Sammlung ergeben hat: Während Finnland spätestens seit der Reformation das deutsche Gebiet vor Augen hatte und von ihm auch beeinflusst wurde, war dieses Land, was sein Wesen

betrifft, in den deutschsprachigen Ländern bis vor kurzem nur vage bekannt. Dies änderte sich erst, als Ende 2001 veröffentlicht wurde, dass Finnland bei der ersten PISA-Studie den besten Platz belegt hatte. Die Tatsache, dass Finnland auch bei der zweiten PISA-Studie an der Spitze der Rangliste gestanden hatte, hat das Interesse an ihm in Deutschland, dessen Schüler jeweils nur bis ins Mittelfeld gelangt waren, noch mehr erhöht.

Wie das der Herausgeber erklärt, kann Finnland nicht nur im Bildungswesen sondern u.a. auch auf dem Gebiet der Wirtschaft große Erfolge verbuchen. Der Band will auf die im Untertitel gestellte – nach Lenk auch provokativ gemeinte – Frage trotzdem keine konkrete Antwort geben. Die 27 finnischen und deutschen AutorInnen, von denen nicht nur die finnischen mit Finnland vertraut sind, versuchen vielmehr dem finnischen Erfolgsgeheimnis auf den Grund zu kommen.

Der so entstandene Band beeindruckt u.a. durch seine Themenvielfalt. Die Artikel – außer dem ersten, schon erwähnten, der eher einem Vorwort entspricht – werden im Inhaltsverzeichnis vier größeren Themenbereichen zugeordnet. Unter der Zwischenüberschrift „Finnland und die deutschsprachigen Länder“ werden Aufsätze zusammengefasst, die Finnlands Beziehung zu den deutschsprachigen Ländern – darunter in erster Linie zu Deutschland – beschreiben, wobei eine historische Betrachtungsweise dominant ist. So kann man hier u.a. Wichtiges über das „frühe Finnlandbild in Deutschland“ oder über die Entste-

hung der Deutschen Bibliothek in Helsinki erfahren. Dem Leser wird – um nur noch einige weitere Beispiele zu erwähnen – auch ein „Überblick über die finnisch-österreichischen Beziehungen“ dargeboten und über den „Beginn der schweizerisch-finnischen Literaturbeziehungen“ berichtet.

Die Beiträge, die unter dem Titel „Kultur und Gesellschaft in Finnland“ in einer Gruppe subsumiert werden, bilden in dem Sinne eine Art Ausnahme, als dass sie primär der Darstellung der finnischen kulturellen und gesellschaftlichen Charakteristika gewidmet sind. Dementsprechend wird bei diesen Aufsätzen das Beschriebene nur selten mit Deutschland in Verbindung gesetzt. Durch diese Beiträge kann der Leser u.a. Auszüge der finnischen Volkskultur bzw. ihrer Entwicklung kennen lernen oder ein Bild über die Kammermusikausbildung in Finnland bekommen.

Als Germanist wird man wahrscheinlich v.a. die Artikel besonders interessant finden, die den Themenbereichen „Schulsystem und Deutschunterricht in Finnland“ bzw. „Die finnische Germanistik“ angehören.

Unter den Artikeln, die sich mit dem finnischen Schulsystem befassen, gibt es einen, in dem auf der Grundlage eines Praktikums, an dem deutsche Lehramtstudierende in Finnland teilgenommen haben, der Frage nachgegangen wird, was das finnische Schulsystem vom deutschen unterscheidet. Die dargestellten Erfahrungen der deutschen „Bildungstouristen“ sind nicht nur für deutsche Pädagogen von Belang, sondern können im Allgemei-

nen für alle interessant sein, die sich – egal in welchem Land – mit pädagogischen Fragen beschäftigen. Wir können in diesem „Teil“ auch Vieles darüber erfahren, wie sich die Stellung des Deutschen als Fremdsprache in Finnland geändert und wie sich der moderne Sprachunterricht entwickelt hat.

Im Zusammenhang mit der finnischen Germanistik wird u.a. ihre Entwicklung angesprochen, wobei auch die einzelnen Schwerpunktverschiebungen in der Forschung deutlich gemacht werden. Die Entstehung der germanistischen Literaturwissenschaft, die in Finnland bis jetzt auf eine ziemlich kurze Geschichte zurückblicken kann, wird in einem eigenen Beitrag beschrieben. Dem Leser wird auch in den Aufbau des finnischen Germanistikstudiums Einblick gewährt. Außerdem

werden die „deutschen Abteilungen bzw. germanistischen Institute in Finnland“ sogar einzeln angesprochen und ihre Internet-Adressen in einer Liste aufgeführt. Neben speziellen Charakteristika des finnischen Bildungswesens taucht u.a. auch die hochaktuelle Frage der Verwirklichung des „Bologna-Abkommens“ auf, die europaweit von Belang ist.

Der vorgestellte Band hat die Rezensentin wegen seiner großen Themenvielfalt vor keine leichte Aufgabe gestellt. Hier konnten natürlich nur einige Themen exemplarisch hervorgehoben werden, aber wir hoffen, dass sogar diese knappe Auswahl im Leser Neugierde erweckt hat und ihn dazu bewegen kann, den hochinteressanten Band mal selbst in die Hand zu nehmen und in ihn hineinzublättern.

Ágnes Túri (Szeged)

Mitterbauer, Helga; Scherke, Katharina (Hg.): Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart. Wien: Passagen, 2005. 438 S.

Seit Mitte der 1980er Jahre ist ein verstärktes Interesse an der Konzeptualisierung des Kulturtransfers zu beobachten. Die Publikationen von Michel Espagne und Michael Werner bedeuten eine erste Basis, wobei die Theoriebildung bis heute nicht abgeschlossen ist. Durch den offenen Charakter dieses Konzepts und die divergierenden Begriffe von Kultur entstehen immer neue Impulse, die die Forschung zur ständigen Erweiterung, Modifizierung

und zu erneuten Profilierungsversuchen veranlassen.

In Graz nahm sich eine Arbeitsgruppe des Spezialforschungsbereichs *Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* die theoretische Modellierung des Transferkonzeptes am zentraleuropäischen Raum zur Aufgabe und diskutierte ihre Ergebnisse im Rahmen eines Grazer Symposions unter der Teilnahme von ForscherInnen aus dem zentraleuropäischen Raum. Der vorlie-

gende Sammelband enthält ein breites Spektrum von Ansätzen und Anwendungsmöglichkeiten. Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Geschichtswissenschaft, Musikwissenschaft und Soziologie treffen in produktiver interdisziplinärer Zusammenarbeit aufeinander und liefern ihren Beitrag zur Analyse des kulturellen Transfers.

Auf den ersten Blick lassen sich die einundzwanzig Beiträge in theoretisch und empirisch angelegte Einzeluntersuchungen einteilen. Die erste Gruppe beinhaltet Beiträge, die sich mit der Geschichte, der Begrifflichkeit, den Wegen, der Methodologie und der Weiterentwicklung der Kulturtransferforschung beschäftigen. Sie behandeln diese Fragen aus den Perspektiven differenter Wissenschaften unter ständiger Bezugnahme auf die Gegenwart. Es werden parallele Konzepte wie *Métissage*, *interkulturelle Hybridität* oder *transkulturelle Räume* diskutiert, mögliche Anstöße für ein Umdenken in der aktuellen Situation, d.h. für die Berücksichtigung transkontinentaler Vernetzungen gegeben (Weltgeschichten, Global Histories) und Vorschläge für die Erweiterung der Kulturtransferforschung (Anthropologie) gemacht. Eine Verbindung zwischen den Beiträgen dieser Gruppe stellt das Anliegen dar, das bilaterale Profil der Kulturtransferforschung in ein multilaterales zu verwandeln (*Lüsebrinck, Middell, Espagne, Werner*).

Die zweite Stoßrichtung der Beiträge ist die Problematisierung von Macht und ihrer Auswirkung auf kulturelle Transferprozesse. Sie wird auf

der Grundlage der Machtkonzepte von Hannah Arendt, Michel Foucault und der Feld-Theorie von Pierre Bourdieu diskutiert. Beispiele aus dem Kreis der Jung-Wiener Autoren demonstrieren dabei, welche politischen Faktoren die Orientierung am deutschen Theater und am deutschen Literaturmarkt beeinflussten, bzw. dass die Orientierung an Frankreich, insbesondere am Ästhetizismus als Opposition gegen eine deutsche Kulturhegemonie zu verstehen ist. Mit Nachdruck wird hier auf die bewusst geplante und durchdachte Vermittlertätigkeit von Hermann Bahr verwiesen. (*Mitterbauer, Bachleitner, Wolf*).

Im Zentrum der Ausführungen von *Gregor Kokorz* steht die Aufeinanderbeziehung von Kulturtransferforschung und Kreativitätsforschung, wodurch sich das „kreative Potenzial“ der Wiener Moderne – so auch die Erforschung der Volksmusik durch Béla Bartók – auf kulturelle Transferprozesse zurückführen lässt.

Die folgenden Beiträge setzen sich mit dem Begriff der Kultur auseinander und arbeiten mit verschiedenen Kulturauffassungen. Die ökonomische Bedingtheit sozialer Phänomene und kultureller Prozesse untersucht *Lutz Musner* an drei Phasen der städtischen Ökonomie Wiens. In Anlehnung an die Metapher des Webstuhls (*Alain Lipietz*) wird Kultur als „Textur des Sozialen“ verstanden und ihr Begriff auf die Stadtkultur angewandt. Für die Verwendung von *Musners* Definition von Transfer als Kultur tritt *Wolfgang Schmale* ein und versteht zugleich Geschichte und Gegenwart als Hypertext,

als ein Netzwerk von materiellen Einheiten und Codierungen oder Übersetzungen. Er plädiert für die Verwendung des „ab- und aufstufbaren“ Kohärenzbegriffs, der auch „Nation“ oder „Kultur“ als Codierungen in sich trägt. Einen dynamischen, am Konzept der Hybridität orientierten Kulturbegriff wendet *Katharina Scherke* bei der Analyse globaler Entwicklungen an. Durch Berücksichtigung der Prozessualität von Kultur können die im Rahmen des kulturellen Transfers vor sich gehenden Umdeutungen und Veränderungen kultureller Elemente und die Reziprozität des Transfers im Globalisierungsprozess sichtbar gemacht werden. Den „topographical turn“ in den Kulturwissenschaften setzt *Claudia Wedepohl* mit Aby Warburgs Kulturtheorie in Bezug. Die Verbindung sieht sie in Warburgs topografischem Ansatz und untersucht das Raumkonzept Warburgs auf seinen Ursprung, seine Einbettung und Entwicklung hin.

Die zweite Gruppe der Beiträge enthält exemplarische Untersuchungen zum Problemrahmen des kulturellen Transfers. Die BeiträgerInnen aus den Ländern Zentraleuropas bringen ihre eigenen Perspektiven in die Forschung ein, wodurch komplizierte und weitreichende Vernetzungen innerhalb dieses Raumes ersichtlich werden.

Der deutsch-französische Kulturaustausch und wie er sich in den Kunstzeitschriften der beiden Länder manifestiert, steht im Fokus des Beitrags von *Friederike Kitschen*. Sie betrachtet diese Organe als beispielhaft für die Periode zwischen der Jahrhundertwende und 1933 im Bereich der

Kunstkritik. Erst durch sie konnte nämlich in diesen politisch schwierigen Jahren ein Netzwerk zwischen deutschen und französischen Künstlern entstehen.

Einen Vergleich des italienischen und des osteuropäischen Futurismus präsentiert *Marina Dimitrieva-Einhorn*. An Übernahmen, Abwandlungen und politischen Instrumentalisierungen des italienischen Futurismus in Osteuropa werden drei Positionen, drei „Strategien der Auseinandersetzung“ mit dem italienischen Futurismus aufgezeigt: Eine „rivalisierende Ablehnung“ (russische Futuristen), „eine analytische Auseinandersetzung“ (polnischer Futurismus) und ein Versuch, sich nach Westen zu orientieren, um sich von der russischen Hegemonie loszulösen.

Im Zentrum der Ausführungen von *Johannes Feichtinger* stehen Machtstrukturen, die den Positivismus in Österreich und Zentraleuropa schon in den 1850er Jahren unter liberalen Intellektuellen populär machten. Die Gründe für die rasche Verbreitung des Positivismus in dieser Region sieht Feichtinger in dem Wandel vom feudalen System zum modernen Verfassungsstaat und in der ethnisch-kulturellen Heterogenität, die den Positivismus als universalistische Strömung inmitten einer verstärkten Sinnsuche so attraktiv gemacht hat. Das Selbstverständnis des Positivismus als neutrale Wissenschaft und sein Anspruch auf Universalität konnten die Tatsache verdecken, dass die nationalpolitischen Bestrebungen der slawischen Bevölkerungsteile „im Lichte einer stark deutsch gefärbten

Homogenität“ (S. 312) unterdrückt werden sollten.

Machtpositionen stehen auch im gemeinsamen Beitrag von *Amália Kerekes* und *Alexandra Millner* im Vordergrund. Budapester und Wiener Zeitungen dienen als Folie, vor der die Übersetzungspolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie untersucht wird. Die Verfasserinnen stellen die These auf, dass „die Paratexte und die Einschätzung der Übersetzungsbedürftigkeit kulturell kodierter literarischer und sprachlicher Formen“ Rückschlüsse auf das „kulturelle Wissen der jeweiligen Zielgruppe der Zeitschrift und die Redaktionspolitik“ zulassen. Die Übersetzungen bildeten einen Teil der Kulturpolitik, weil „grundsätzlich in hegemoniale Kulturen hinein übersetzt“ (S. 353) wird. Dahinter versteckte sich jedoch die Absicht, das Eigene vom Fremden abzugrenzen.

Die Stadt um 1900 und die Institutionalisierung der Wissenschaften im urbanen Kontext bilden den Schwerpunkt von *Monika Strombergers* Beitrag. Sie demonstriert an den Beispielen Graz und Ljubljana, wie die Stadt, ein besonderer Akkumulationsort kultureller Transfers, und die Universitäten bzw. Stätten der Forschung sich gegenseitig prägten. Für die Wissenschaft bedeutete die Stadt den Zugang zur Bevölkerung, und die Universität war ihrerseits maßgeblich beteiligt an der kulturellen Modernisierung der Stadt. Durch diese Symbiose wuchs das Prestige der Stadt als kulturelles Zentrum einer Nation, und die wissenschaftlichen Institutionen verstärkten den Netzwerkcharakter der

Städte und brachten diesen eine überregionale Bedeutung.

Stefan Simonek lenkt in seinem Beitrag das Augenmerk von der Mehrsprachigkeit deutscher oder ungarischer Intellektuellen auf die bis jetzt kaum erforschte Multilingualität slawischer Autoren, die wesentlich zur Hybridität und Pluralität der zentraleuropäischen Region beigetragen hat. Die Zwischenposition der Autoren aus den Randgebieten, die in dem zweisprachigen wie zweikulturellen System arbeiteten, wird exemplarisch an dem polnisch-österreichischen Autor *Tadeusz/Thaddäus Ritter* und seinen Äußerungen zu *Peter Altenberg* veranschaulicht.

Mit dem Einfluss des deutschen, französischen und italienischen Theaters auf den Budapester Theaterbetrieb der Jahrhundertwende beschäftigt sich *Dóri Takács*. Sie geht in ihrem Beitrag neben der kulturvermittelnden Tätigkeit renommierter ungarischer Autoren auch auf die – z.T. sehr negative – Aufnahme durch das Publikum ein.

Die Vermittlertätigkeit steht auch im Mittelpunkt der Untersuchung von *Hedvig Ujvári*, die *Max Nordaus* Frühwerk aus dieser Perspektive unter die Lupe nimmt. Auf Grund biographischer Einzelheiten und relevanter Textstellen rekonstruiert sie den geistigen Heimatort des Autors.

Im Zusammenhang der Rezeption der Moderne in Rumänien hebt *Mariana-Virginia Lazarescu* die große Wirkung der österreichischen Literatur um die Jahrhundertwende hervor, betont aber, dass der Anschluss an die österreichische und europäische Moderne aus politischen und kulturell-institu-

tionellen Gründen sowie wegen Übersetzungsschwierigkeiten bis nach dem Untergang der Monarchie auf sich warten ließ. Die Verspätung wurde in der Zwischenkriegszeit jedoch mit der Rezeption der bedeutendsten und neuesten Strömungen der deutschsprachigen Avantgarde aufgeholt.

Ein Vorzug dieses Bandes ist die Symbiose von Theorie und Empirie. Auf diese Weise werden einerseits aktuellste theoretische Überlegungen zum Begriff „Kultur“ präsentiert, andererseits veranschaulichen die Beiträge oft

überraschende Vernetzungen innerhalb des zentraleuropäischen Raumes um 1900. Der Leser erhält nicht nur neue Impulse, sondern wird auch zum Umdenken angeregt. Die Beiträge zeigen, dass die bis heute existierende Betrachtung des zentraleuropäischen kulturellen Raumes als homogenes Gebilde zu Gunsten einer Vorstellung von einer sich dynamisch, vernetzt und vielfältig gestaltenden Region zurücktreten muss.

Szilvia Ritz (Budapest)

Müller, Natascha; Kupisch, Tanja; Schmitz, Katrin; Cantone, Katja: Einführung in die Mehrsprachigkeitsforschung. Deutsch – Französisch – Italienisch. Tübingen: Narr, 2006 (Narr Studienbücher). 242 S.

Seit den 60er Jahren, dem Aufkommen der Soziolinguistik und Psycholinguistik steht die Mehrsprachigkeitsforschung im Vordergrund sprachwissenschaftlicher Forschungen. Die Mehrsprachigkeit kann also sowohl aus soziolinguistischer als auch aus psycholinguistischer Perspektive untersucht werden. Fragen wie „Was geschieht im Gehirn eines Mehrsprachigen?“, „Wie sind die verschiedenen Sprachsysteme im Gehirn gespeichert?“ oder „Wie erwirbt ein Kind parallel zwei Sprachen?“ sind psycholinguistischer Natur. Demgegenüber entspringen Fragen nach den Funktionen der verschiedenen Sprachen bzw. Sprachvarietäten einem soziolinguistischen Interesse. Das vorliegende Studienbuch liefert einen Überblick

über Probleme und Ergebnisse der Mehrsprachigkeitsforschung sowie über Methoden einschlägiger empirischer Arbeiten.

Der klare und übersichtliche Aufbau des Buches ist als ein Positivum hervorzuheben. Das Buch ist in zwölf Kapitel unterteilt, von denen die meisten einen großen Themenbereich der Mehrsprachigkeitsforschung problematisieren. Jedes Kapitel – abgesehen von dem dritten – wird mit einer Zusammenfassung abgeschlossen und enthält einen Übungsteil mit abwechslungsreichen Aufgaben, die sich auch als Ausgangspunkt für Diskussionen im Seminar eignen. Einige Aufgaben geben weiterführende Literatur zum Thema an.

Die Einleitung gibt einen Ausblick auf die weiteren Kapitel und formuliert zentrale Fragestellungen, denen sich die Arbeit widmet. Kapitel 2 befasst sich mit der Definition grundlegendster Begriffe. Im Zusammenhang mit der Mehrsprachigkeit werden die Dichotomien *simultan – sukzessiv*, *natürlich – gesteuert* und *kindlich – erwachsen* erläutert. Die Arbeit beschäftigt sich im Weiteren mit dem simultanen, natürlichen und kindlichen Erwerb zweier Sprachen in der Relation Deutsch – Französisch – Italienisch. Darüber hinaus werden noch weitere Begriffe wie ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘ bzw. ‚Transfer‘ und ‚Interferenz‘ erläutert und an konkreten Beispielen dargestellt, was ihr Verstehen erleichtert. Im Anschluss wird der Leser in die Spracherwerbtheorie der generativen Grammatik, d.h. in die Theorie der Universalgrammatik eingeführt. Dieses Unterkapitel dient auch als Einführung für diejenigen, die über die Theorie von Chomsky nur geringe oder gar keine Kenntnisse haben.

Im dritten Kapitel werden die Methoden der Datenerhebung in der Mehrsprachigkeitsforschung einerseits und die Formen der simultanen Mehrsprachigkeit andererseits behandelt. Es wird auf zwei Untersuchungsmöglichkeiten eingegangen: auf die Longitudinalstudie und die Querschnittsstudie, mit denen man die sprachliche Entwicklung von zweisprachigen Kindern analysieren kann. Die Methoden werden an zahlreichen publizierten Forschungsarbeiten exemplifiziert. In einem weiteren Schritt werden die verschiedenen Typen der Bilingualität

erläutert. Es werden – in Anlehnung an Suzanne Romaines Typologie – sechs Typen nach folgenden Kriterien unterschieden: „Die Sprachen, die die Eltern sprechen, welche Sprachen sie wählen, um mit dem Kind zu sprechen, und die Sprache, die in der Umgebung gesprochen wird.“ (S. 44) Das Kapitel verdeutlicht auch, dass es neben diesen noch weitere Varianten der simultanen Mehrsprachigkeit gibt, die aber bislang noch wenig untersucht worden sind.

Das vierte Kapitel trägt den Titel „Der (un)balancierte Mehrsprachige“ und beschäftigt sich vor allem mit dem Begriff der ‚Sprachdominanz‘. Mit diesem Terminus will man die Erscheinung bezeichnen, dass sich die beiden Sprachen eines bilingualen Kindes nicht immer gleich stark entwickeln. Die Autorinnen legten großen Wert auf dieses Thema, was dadurch zu erklären ist, dass es bis heute in der Sprachwissenschaft noch keine einheitliche Definition für ‚Sprachdominanz‘ gibt. Zunächst werden frühe Studien zum Thema Sprachdominanz diskutiert, dann werden sog. Dominanzkriterien vorgestellt, mit denen man die Balanciertheit bzw. Unbalanciertheit in der Sprachentwicklung von bilingualen Kindern erfassen kann. Diese Kriterien sind in zwei Gruppen unterteilt, je nach dem, ob sie die Sprachkompetenz oder die Sprachperformanz betreffen.

Kapitel 5 hat Sprachentrennung und Spracheneinfluss zum Gegenstand. In der Fachliteratur sind drei Ansätze vorhanden, die in diesem Kapitel diskutiert werden. Die erste Annahme, die schon widerlegt wurde, besagt, dass die bilingualen Kinder über ein

fusioniertes System der beiden Sprachen verfügen und dass die Sprachentrennung hier erst später im Laufe ihrer sprachlichen Entwicklung erfolgt. Zweitens trifft man noch heute die Ansicht, dass der Spracheneinfluss bei bilingualen Kindern eben deswegen vorhanden ist, weil sie die beiden Sprachen nicht trennen können. Die dritte Vorstellung geht davon aus, dass die beiden Sprachen im Gehirn von Anfang an getrennt gespeichert sind und daraus folgt, dass kein Spracheneinfluss existiert. Das Kapitel präsentiert ferner einen neuen alternativen Ansatz, der darin besteht, dass sich Trennung und Einfluss nicht auf das gesamte Sprachsystem der beiden Sprachen beziehen, sondern nur auf bestimmte selbstständige grammatische Phänomene.

Im Kapitel 6 wird der Spracheneinfluss weiter thematisiert und es wird festgestellt, dass sich der Einfluss auf drei verschiedene Arten manifestieren kann: durch Transfer, Beschleunigung oder Verlangsamung, die an unterschiedlichen grammatischen Phänomenen veranschaulicht werden. Vor der Darstellung dieser Manifestationsarten werden zum einen Kriterien angegeben, mit deren Hilfe man vorhersagen kann, wann das Auftreten von Spracheneinfluss wahrscheinlich ist. Zum anderen werden auch sog. Komplexitätskriterien formuliert, mit denen man bestimmen kann, welche der beiden Sprachen die beeinflusste sein wird. Der Aufbau des Kapitels ist sehr logisch und nachvollziehbar. Jedes Unterkapitel behandelt eine der drei Manifestationen von Spracheneinfluss auf folgende Weise:

Erstens wird der jeweilige grammatische Bereich in den Zielsprachen beschrieben, dann werden die Ergebnisse von monolingualen Kindern einerseits und von bilingualen Kindern andererseits vorgestellt und miteinander verglichen. Als Fazit kann man sagen, dass der Spracheneinfluss bei den Kindern in den verschiedenen grammatischen Bereichen in unterschiedlichem Maße auftritt.

Das siebte Kapitel befasst sich mit den Sprachmischungen bei bilingualen Erwachsenen und bilingualen Kindern. Es werden verschiedene frühere Forschungsarbeiten reflektiert und die wichtigsten Begriffe wie code-switching, code-mixing, Entlehnung usw. vorgestellt. Im letzten Teil des Kapitels werden die kindlichen Mischungen behandelt und die Hypothese aufgestellt, dass die Mischungen bei Kindern auch als code-switching aufgefasst werden können.

Im achten Kapitel werden Lernerstypen nach den Kriterien der Sprachkompetenz und der Sprachperformanz von bilingualen Kindern voneinander unterschieden. Es werden die bilingualen Lernerstypen nach Uriel Weinreich – koordinierender, subkoordinierender und kombinierender Bilingualismus – vorgestellt und erläutert. Die Weinreich'sche Unterscheidung wird seit den 70er Jahren stark kritisiert, aber bis heute konnte man sie empirisch nicht widerlegen.

Kapitel 9 enthält das Verzeichnis der verwendeten Literatur, Kapitel 10 ein Glossar, in dem die wichtigsten Begriffe aufgelistet sind. Das Glossar ist unbedingt als Positivum hervorzu-

heben, weil es dem Leser die Orientierung erleichtert. Kapitel 12 gilt als Anhang, und hier befinden sich die Transkriptionen von zwei Sprachaufnahmen. Mit dem Anhang wird den Studierenden gezeigt, wie die Transkription angefertigt werden soll. Außerdem dient er zum Lösen der Aufgaben.

Ein großes Verdienst des Buches ist, dass es die Probleme und Forschungsergebnisse auch für Nicht-Mehrsprachigkeitsexperten verständlich präsentiert. Bei der Schilderung der Probleme legen die Autorinnen großen Wert darauf, nicht nur den gegenwärtigen Stand der Mehrsprachigkeitsforschung, sondern auch die historischen Wurzeln, die zu diesem Stand geführt haben, vorzustellen. Die besonders ausführliche Literaturliste ist eine große Hilfe sowohl für diejenigen, die schon Kenntnisse über die Mehrsprachigkeitsforschung haben und diese Kenntnisse erweitern möchten, als auch für

die „Anfänger“, die gerade erst grundlegende Kenntnisse über die Mehrsprachigkeit sammeln wollen; beide finden in dieser Liste die ihren Zielen entsprechende Literatur.

Das Buch richtet sich eigentlich an Studierende der Germanistik und Romanistik, aber es können auch diejenigen von diesem Einführungsbuch profitieren, die neben dem Deutschen entweder das Französische oder das Italienische beherrschen, weil die meisten Aufgaben und Beispiele zweisprachig sind.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass die Autorinnen der Aufgabe, die Studierenden in die Mehrsprachigkeitsforschung einzuführen und die einzelnen Standpunkte der Experten in der Fachliteratur kritisch vorzustellen, die Übereinstimmungen und die Verschiedenheiten der Standpunkte zu zeigen, mit Erfolg nachgegangen sind.

Péter Magyar (Debrecen)

**Reder, Anna: Kollokationen in der Wortschatzarbeit.
Wien: Präsens, 2006. 254 S.**

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit einem wichtigen Bereich der Wortschatzarbeit des fremdsprachlichen Deutschunterrichts, mit der Problematik der Kollokationen. Der Band umfasst 239 Seiten und ist in 10 Kapitel unterteilt. Der Band wendet sich an ein sprachwissenschaftlich interessiertes Publikum, an Dozenten, Lehrer, Lektoren im In- und Ausland, die sich mit

Fragen der Aus- und Weiterbildung und mit alltäglichen Vermittlungsproblemen der Fremdsprache Deutsch befassen.

In der Arbeit werden theoretische Grundlagen der Kollokationen umrissen und Ergebnisse empirischer Fallstudien beschrieben. Auf der Basis der gewonnenen neuen Erkenntnisse werden methodische Konsequenzen gezogen. Auf diese Weise leistet die

Arbeit einen Beitrag zur Effektivierung der Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht.

Den Ausgangspunkt für die Arbeit bildet die praxisbezogene Erfahrung der Autorin im schulischen Kontext, dass Kollokationen beim Erwerb des Wortschatzes einer Fremdsprache als „Stolpersteine“ den Lernenden im Weg stehen, für sie ein ständiges Sprachlernproblem bedeuten und ihre Sprachkompetenz beeinträchtigen. Die Arbeit will zur Beseitigung dieser sprachlichen Defizite beitragen und bietet viele Vorschläge, erstens für den Umgang mit Sprachfehlern, die auf Kollokationsfehler zurückzuführen sind, zweitens für die Schulung von Kollokationen im Sprachgebrauch der Deutschlernenden.

Der Arbeit liegt eine kontrastive Vorgehensweise zugrunde. Für die Untersuchung des Gebrauchs der Kollokationen wird ein kontrastives Modell erarbeitet, das bei der Fehleranalyse im Fremdsprachenunterricht angewendet werden kann. Kollokationen werden in deutsch-ungarischer Relation behandelt. Anhand des Vergleichs zwischen der Zielsprache und der Ausgangssprache kann man zu Annahmen darüber gelangen, welche Schwierigkeiten Kollokationen den Deutschlernenden ungarischer Muttersprache bereiten können. Dementsprechend sind die neu gewonnenen Erkenntnisse in erster Linie für den Deutschunterricht in Ungarn relevant. Durch die Anwendung kontrastivlinguistischer Verfahren gelingt es der Autorin über die konkrete Problemstellung hinaus auch zu Aussagen über

Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Sprachen zu gelangen.

Da der Begriff „Kollokation“ weder linguistisch noch fremdsprachendidaktisch eindeutig definiert werden kann, setzt sich die Arbeit erst mit terminologischen Fragen aus beiden Bereichen auseinander. Die Abgrenzung der Kollokationen von den freien Wortverbindungen einerseits und von den Idiomen andererseits ist nicht einfach. Besonders schwierig ist es, Idiome und Kollokationen voneinander abzugrenzen. Die Kollokation wird in der vorliegenden Arbeit als lexikalische Gruppierung hervorgehoben und als zweigliedrige kompositionelle lexikalische Gruppierungen mit einer Determinationsbeziehung der Bestandteile definiert. Die Arbeit gibt Anhaltspunkte für die Unterscheidung zwischen Kollokationen und Idiomen und vertritt die Auffassung, dass Kollokationen in der Unterrichtspraxis eindeutig anders behandelt werden müssten als Idiome, da sie unterschiedliche Lernprobleme für die Sprachlernenden zur Folge haben. Die Unterschiede ergeben sich dadurch, dass die Rezeption der Kollokationen infolge der Kompositionalität in der Regel mit der Strategie der Rezeption der freien Verbindungen bewerkstelligt wird. Idiome dagegen können erst dann rezipiert werden, wenn sie beim Verstehen als Einheiten, als sogenannte Phraseme, erkannt und erfasst werden. Durch die Eigenschaft der Kompositionalität fallen Kollokationen dem Lerner bisweilen nicht auf, so dass sie nicht als lernwürdige Einheiten aufgefasst werden. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass der

Anteil an Kollokationen mit divergierenden Bestandteilen in der Ausgangs- und Zielsprache mit dem Fortschreiten der Sprachkenntnisse ständig wächst und sie auch im Grundwortschatz wesentlich präsenter als Idiome sind. Diese Ausführungen und Feststellungen bilden den Kerngedanken der Arbeit und sind überzeugende Argumente für die Notwendigkeit der Entwicklung einer selbstständigen Kollokationsdidaktik.

Schließlich soll die Perspektive der Sprachlernenden erwähnt werden. Die Arbeit will die Lernenden nicht belehren, sondern befähigen, sich selbstständig verbessern zu können. Sie sollen ihren eigenen Weg herausfinden, Defizite im Bereich der Kollokationen selbstständig auszugleichen. Zwei Bereichen wird dementsprechend eine besonders große Aufmerksamkeit gewidmet: Erstens werden Wörterbücher als wichtige Nachschlagewerke für den selbstständigen Umgang mit Fehlern untersucht, zweitens bietet die vorliegende Arbeit eine gute Sammlung von geeigneten Aufgaben und Übungen zur Bewusstmachung von Kollokationsfehlern und für die Automatisierung des normgerechten alltäglichen Gebrauchs von Kollokationen. Die Aufgaben und Übungen in den Unterrichtsstunden sollten die Lernenden zum autonomen Kollokationslernen anspornen und ermuntern, Kollokationen einzusetzen statt Vermeidungsstrategien anzuwenden. Bei der Förde-

rung dieser Kompetenz wird der Fertigkeit Lesen eine besonders große Bedeutung zugeschrieben. Im Bereich der Spezialwörterbücher ist die Situation unbefriedigend. Einen der möglichen Gründe sieht die Arbeit darin, dass die Kollokationsforschung im deutschsprachigen Raum noch keine lange Tradition hat und dementsprechend auch keine Umsetzung in die einsprachige oder zweisprachige Lexikographie erfahren konnte. Die Arbeit regt in diesem Bereich zu weiteren Forschungen an.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die vorliegende Arbeit einen ersten Versuch darstellt, Kollokationen als Untersuchungsgegenstand zu betrachten und die Methode der Fehleranalyse für Kollokationsfehler und für die Zielgruppe Deutschlerner ungarischer Muttersprache zu verwenden. Die Arbeit kann auf der Grundlage des Belegmaterials eine Klassifizierung der Kollokationsfehler bieten. Sie eröffnet Wege auch für weitere Forschungen. Das kontrastive Modell kann ausgebaut werden und weiteres Datenmaterial ist denkbar, wodurch die ermittelten Werte weiter präzisiert werden könnten. Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein Plädoyer für die Relevanz der Schulung von Kollokationen als lexikalischer Einheit zwischen freien Wortverbindungen und Idiomen im Deutschunterricht.

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

**Roelcke, Thorsten: Fachsprachen. 2., durchges. Auflage.
Berlin: Erich Schmidt, 2005 (Reihe Grundlagen der Germanistik 37).
253 S.**

Das 20. Jahrhundert wird oft als das Jahrhundert der Technik bezeichnet. Es ist eine Tatsache, dass die Menschheit nie zuvor eine solche Entwicklung erlebt hat, wie in diesem Zeitraum, nicht nur im Bereich der Technik, sondern auch der Gesellschaft, Kultur und Politik. Der Mensch wird aber ständig vor neue Herausforderungen gestellt, man bemüht sich ständig um die Entdeckung und Erfindung von neuen Technologien, Gerätschaften, welche die Welt besser machen, dem Menschen im Leben helfen können. Diese rasche Entwicklung erfordert aber gleichzeitig immer mehr Fachwissen, über das nicht selten auch Fachleute kaum verfügen: Die Spezialisierung der menschlichen Tätigkeiten und Kenntnisse wird immer stärker. Dadurch ist es möglich, eine sehr gründliche und tiefe fachliche Kompetenz über das jeweilige Fachgebiet zu gewinnen bzw. diese Kenntnisse in der Praxis anzuwenden. Durch diese Spezialisierung wird aber auch der Abstand zwischen Fachwissen und Alltagswissen, d.h. zwischen dem Fachmann und dem Laien immer größer, was notwendigerweise zu Konflikten in der extrafachlichen Kommunikation führen kann. Das gilt aber auch für die interfachliche Kommunikation; immer öfter kommt es zu Verständigungsproblemen auch unter Fachleuten von unterschiedlichen Fächern.

Die Brücke zwischen den einzelnen Fächern bzw. zwischen Fachleuten

und Laien bildet die Sprache. Sie funktioniert einerseits als Erkenntnisinstrument, d.h. als Mittel zum Erwerben von neuen (fachlichen) Kenntnissen, andererseits als Verständigungsmittel, das die gewonnenen Kenntnisse am leichtesten, schnellsten und einfachsten so dem fachlichen wie auch dem nicht-fachlichen Publikum vermittelt. Vor dem oben beschriebenen Hintergrund wird der Fachsprache als einem Mittel der fachlichen Verständigung besondere Bedeutung beigemessen. Trotz dieser Tatsache wurde bis heute kaum eine überdisziplinäre – und somit allgemeine – Betrachtung über Fachsprachen geschaffen, da die Beschäftigung mit ihnen meist im Rahmen der einzelnen Fachbereiche erfolgte.

Eine Lücke zu füllen versucht dabei Thorsten Roelcke in seinem Buch *Fachsprachen*, mit der Zielsetzung, „aus germanistischer Sicht in die Grundlagen der Beschäftigung mit Fachsprachen einzuführen“ (S. 7). Das in 11 Kapitel gegliederte, mit einer umfassenden Bibliografie ergänzte Werk bietet einen Überblick über die Grundlagen der Fachsprachenforschung, so im Bereich der Theorie, wie auch der Praxis, ohne die einzelnen Problemkreise zu tiefgreifend zu behandeln. Die ersten sechs Kapitel (1.-6.) sind theoretischen Problemen gewidmet, die nächsten zwei (7.-8.) beschäftigen sich mit ihrer Umsetzung in die Praxis – u.a. in der Fachlexikografie und im Unter-

richt. In den letzten drei Kapiteln führt der Autor Beispiele von deutschen Fachsprachen auf, wie auch einen kurzen historischen Überblick über ihre Entwicklung.

Wie die Fachbücher, deren Aufgabe in der Beschreibung eines (sprachlichen) Phänomens liegt, ihren Untersuchungsgegenstand definieren, versucht auch Roelcke, im ersten Kapitel zuerst die *Fachsprache* selbst zu bestimmen. Vor dem Hintergrund eines fachsprachlichen Kommunikationsmodells werden drei fachsprachliche Konzepte aufgeführt und miteinander verglichen, entsprechend der Entwicklung in der linguistischen Fachsprachenforschung des 20. Jahrhunderts: das systemlinguistische Modell aus den 50er Jahren, das pragmalinguistische Modell, durch das die Forschung in den 80er Jahren geprägt wurde, bzw. das kognitionslinguistische Funktionsmodell, das in der Fachsprachenlinguistik seit den 90er Jahren als charakteristisch gilt. Dem letzteren Konzept muss besondere Beachtung gewidmet werden: Die kognitiven Fähigkeiten des Menschen werden Ausgangspunkt der linguistischen Betrachtung, die fachliche *Kommunikation* wird vor dem Hintergrund eines Systems der menschlichen Kognition erforscht, welches folgende Gebiete umfasst:

- (a) Kenntnis- und Verarbeitungssystem,
- (b) Abstraktion und Konkretisation,
- (c) Assoziation und Dissoziation,
- (d) Interiorisierung und Exteriorisierung.

Aus der genannten Gliederung wird deutlich, dass die kognitive Fach-

sprachenforschung an jenen Prozessen interessiert ist, die bei der sprachlichen Erarbeitung der außersprachlichen Realität im menschlichen Gehirn verlaufen. Fachsprachen verfügen dabei über Eigenschaften, die den Kognitionsprozess erheblich erleichtern, u.a. über die der Deutlichkeit, der Verständlichkeit, der Ökonomie und der Anonymität. Diese funktionalen Eigenschaften werden im Rahmen des Kapitels ausführlich behandelt.

Der Differenzierung von Fächern entsprechend findet man eine Gliederung auch innerhalb von Fachsprachen selbst. Der Gliederung von Fächern und Fachbereichen folgt die *horizontale* Schichtung von Fachsprachen; die unterschiedlichen Abstraktionsebenen innerhalb der jeweiligen Fachsprache verlangen jedoch auch eine *vertikale* Schichtung. Auf dieser Grundlage wird auch die Gliederung bei Roelcke aufgebaut (Kap. 2), jedoch mit Berücksichtigung von Ergebnissen der neueren Fachsprachenforschung. Im Gegensatz zu den, von dem pragmalinguistischen Konzept geprägten Modellen aus den späten 60er bzw. den 70er Jahren, bei denen die vertikale Gliederung primär kommunikativen Zwecken folgt, bietet Roelcke ein dreidimensionales Modell – erweitert in die Richtung der Fachtextlinguistik. Er operiert dabei mit dem Begriff von fachsprachlichen *Varietäten*. Die einzelnen fachsprachlichen Varietäten bestimmen auch den Gebrauch von Textsorten, bei der Gliederung werden deshalb *Fachtextsorten* berücksichtigt. Dieses Konzept einer *Fachtextsortenlinguistik* wird auf der Grundlage aufgebaut, dass die im Rah-

men der fachlichen Kommunikation verwendeten (Fach)Texte „bestimmte funktionale und formale Gemeinsamkeiten“ (S. 42) aufweisen, aufgrund dessen sich Klassen von Fachtexten, d.h. Fachtextsorten voneinander abgrenzen lassen. Ähnlich wie seine Vorgänger geht auch Roelcke bei der horizontalen Gliederung von einer Fächergliederung aus, verzichtet aber dabei auf eine genaue Bestimmung der einzelnen Fächer (S. 37) – es wird eine hierarchische Gliederung angeboten, mit einer Abgrenzung der Theorie- und Praxissprache an der Spitze, gegliedert in Wissenschafts-, Technik- und Institutionensprache auf der nächsten Ebene.

Die Darstellung der vertikalen Schichtung erfolgt am Beispiel der Gliederungsvorschläge von Hoffmann und Ischreyt. Beide beruhen auf Abstraktionsebenen innerhalb eines einzelnen Faches: Ischreyt unterscheidet dabei drei Stufen, und zwar die (a) Wissenschafts-, (b) die fachliche Umgangs- und (c) die Werkstattsprache (die gleiche Gliederung, aber mit anderen Benennungen unterscheidet von Hahn). Hoffmann berücksichtigt auch die semiotischen und kommunikativen Eigenschaften der einzelnen Ebenen, was eine fünffache Schichtung zur Folge hat. Roelcke analysiert die einzelnen Konzepte in Hinblick auf ihre Systematisierung der fachlichen Abstraktionsstufen einerseits und auf deren sprachlichen-semiotischen bzw. kommunikativen Eigenschaften andererseits.

Die Eigenschaften von Fachsprachen hinsichtlich der einzelnen sprachlichen Ebenen, d.h. im Bereich

des Wortschatzes, der Grammatik und des Textes werden in den Kapiteln 3., 4. und 5. ausführlich behandelt. Besondere Beachtung wird dabei eben dem lexikalischen Bereich gewidmet: Fachwörter sind nämlich jene Elemente, die nach „*allgemeiner Anschauung*“ (Fluck, Hans-Rüdiger: *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. 5. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 1986, S. 47) im Prinzip die Fachsprachen konstituieren. Diese Annahme führt in manchen Fällen zur Gleichsetzung von *Fachwortschatz* und *Fachsprache*. Eine eindeutige Definition für Fachwort ist aber kaum möglich: Bereits die Bestimmung von *Fach* fällt unter der Perspektive der (Fachsprachen) Linguistik selbst schwer (vgl. S. 17). Der Autor versucht, beide Ausdrücke, d.h. Fachwort und Fachwortschatz vor dem Hintergrund aller drei Konzeptionen zu definieren, die im ersten Kapitel als relevant bezeichnet wurden. Unabhängig von dem Konzept, in dessen Rahmen die Begriffe definiert werden, verfügen Fachwörter über Eigenschaften, die eigentlich ihre „Fachlichkeit“ konstituieren: das sind die Exaktheit und Eindeutigkeit. Diese sollen den erfolgreichen Verlauf einer fachlichen Kommunikation gewährleisten, wobei keine Form von Vagheit zugelassen ist. An dieser Stelle weist Roelcke auf einen Gegensatz hin: In der traditionellen Fachsprachenforschung wurde die Exaktheit zum Ideal erhoben, d.h. in den Fachsprachen sollten im idealen Falle keine Formen von Vagheit – u.a. Metaphern – vorkommen. Diese Annahme hatte ein sog. *Metapherntabu* zur Folge, jedoch ohne empirische

Grundlage. Metaphern stellen in der Sprache – und auch in den Fachsprachen – keine Ausnahme dar, im Gegensatz, sie kommen relativ häufig vor. Es ist also kein Zufall, dass die neueren Konzeptionen das hier beschriebene sprachliche Phänomen als ein Mittel behandeln, das in großem Maße die menschliche Kognition erleichtert, besonders die Erkenntnis von hochkomplexen Bereichen, d.h. von einzelnen Fächern. Die folgenden Eigenschaften sind von Bedeutung:

- sie können den hohen Abstraktionsgrad in den Fächern kompensieren,
- die schnelle Entwicklung in den einzelnen Fachbereichen zieht auch sprachliche Innovation mit, bei der Bewältigung dieser Wissensexpansion können Metaphern helfen,
- durch Projektion des Bekannten auf das Unbekannte generieren sie neues Wissen
- sie verbinden die Fachsprache und die Gemeinsprache. (Vgl. Busch, Albert; Kämmerer, Kai: Die tropische Konstruktion von Wirklichkeit. Metaphern und Metonymien als gemeinsprachliches Veranschaulichungsgerüst des Computerdiskurses in Printmedien. In: Busch, Albert; Wichter, Sigurd (Hg.): Computerdiskurs und Wortschatz. Corpusanalysen und Auswahlbibliographie. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2000, S. 125-143.)

Bei Roelcke werden Beispiele aus der technischen Fachsprache aufgeführt, Metaphern sind aber „reguläre“ Erscheinungen auch in manchen

anderen Fachsprachen, u.a. der Fachsprache der Börse, der Politik oder der Informatik. Dem Alltagssprecher sind besonders metaphorische Ausdrücke aus der Computersprache bekannt. Die Anwendung der modernen Technologien ist heute oft auch bei Nicht-Experten erforderlich, dadurch ist auch die Kenntnis des dazu angehörigen Vokabulars nötig. So ist es kein Zufall, dass viele Computerfachwörter auch in den gemeinsprachlichen Wortschatz aufgenommen werden und dadurch ihren fachsprachlichen Status verlieren.

Kapitel 4 und 5 behandeln die Eigenschaften von Fachsprachen im Bereich der Grammatik bzw. des Textes. Die Differenzierung innerhalb der Fächer findet auch in der Sprache ihren Niederschlag: In den Fachsprachen kommt es zu einer erheblichen Erweiterung des Wortschatzes. Im Gegensatz zur Gemeinsprache werden in den Fachsprachen bestimmte Wortbildungsmöglichkeiten in erhöhtem Maße verwendet, Roelcke führt bei jeder Methode (Komposition, Derivation, Kürzung und Konversion) neben einer ausführlichen Beschreibung auch zahlreiche Beispiele auf.

In der Morphologie, wie auch in der Syntax weisen Fachsprachen verschiedene Besonderheiten auf, vor allem im Satzbau. Es werden jene syntaktische Konstruktionen bevorzugt, die die oben schon beschriebenen Funktionen – d.h. die Verständlichkeit, Ökonomie und Anonymität – erfüllen können. Dies hat einen hohen Anteil von Aussagesätzen gegenüber anderen Satzarten zu Folge, sowie den bevorzugten Gebrauch von passivischen Sätzen,

Nominalisierungen und Funktionsverbgefügen. Die einzelnen fachsprachlichen Merkmale werden in Opposition zur deutschen Standardsprache gestellt, so dass ein Vergleich der beiden möglich wird.

Der Neuorientierung der Fachsprachenlinguistik in die Richtung der textuellen Ebene folgend widmet der Autor ein selbstständiges Kapitel der Problematik von *Fachtext* und *Fachtextualität*. Das pragmalinguistische Modell, wodurch die fachsprachenlinguistische Forschung in den 80er Jahren geprägt wurde, betrachtet die Fachsprache als eine Menge von textuellen Äußerungen im Rahmen einer fachlichen Kommunikation: der Begriff *Fachtext* wurde eingeführt. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Textlinguistik versucht Roelcke, die Merkmale der Fachtextualität auf der Ebene der Makro- und Mikrostruktur zu beschreiben; als besonders hilfreich dabei zeigen sich die von Beaugrande und Dressler aufgestellten Textualitätsmerkmale. Es werden einzeln alle Texteigenschaften überprüft und dies in Hinsicht auf ihre „fachkommunikative Bedeutung“ (S. 99). Der Autor kommt zur Schlussfolgerung, dass es vor allem die Merkmale der Intentionalität, der Akzeptabilität, der Informativität, der Situationalität und der Intertextualität sind, die die Fachtextualität konstituieren. Eine besondere Rolle spielt dabei die Intertextualität, d.h. die Beziehungen unter unterschiedlichen Texten. Sie ist zwar ein Charakteristikum auch von nicht-fachlichen Texten, bei Fachtexten ist aber ihre Anwesenheit ausdrücklich betont.

Texte, die z.B. über Forschungsergebnisse in einem Fachbereich berichten, Analysen, Benutzeranweisungen etc. sind in der Regel keine isolierten sprachlichen Größen: sie sind in eine Tradition anderer Fachtexte eingebettet, sie weisen mit verschiedenen Signalen auf andere Texte hin, u.a. in der Form von Zitaten, Anmerkungen und bibliografischen Daten. Dadurch können auch solche Texte in die fachliche Kommunikation einbezogen werden, die nicht dem betroffenen Fachbereich zuzurechnen sind.

Während die ersten fünf Kapitel eher theoretischen Fragen der Fachsprachenlinguistik gewidmet sind, wird in der zweiten Hälfte des Buches ihre Umsetzung in die Praxis behandelt, mit besonderem Blick auf die Fachsprachennormung (Kap. 6), die Fachlexikografie (Kap. 7) und den Fachsprachenunterricht (Kap. 8).

Die rasche Entwicklung auf vielen Fachgebieten zieht eine zunehmende Anzahl von neuen Arbeitsprozessen, -technologien und -techniken nach sich, was natürlich auch eine Erweiterung des fachsprachlichen Symbolinventars zu Folge hat. Damit die Kommunikation unter den Vertretern eines Fachbereiches (intrafachliche Kommunikation) bzw. unter Vertretern von unterschiedlichen Fachbereichen (interfachliche Kommunikation) möglichst ungehindert verläuft, besteht ein Bedürfnis von der Seite der Fächer, die Elemente dieses Inventars im Rahmen eines Systems zu regulieren. Das Schaffen und Erforschen eines solchen Systems, d.h. einer *Terminologie* ist Aufgabe der Terminologielehre und

Terminologearbeit. Roelcke bietet da jedoch nur eine Übersicht über die Grundlagen der Terminologearbeit und Normung, die größten deutschen und internationalen Normungsorganisationen werden dargestellt, ohne dass die konkreten Schritte des Normungsprozesses erläutert werden. In dieser Hinsicht kann das Werk *Fachsprachen* von H.-R. Fluck zu Hilfe genommen werden, da hier der Prozess der Terminologearbeit wesentlich deutlicher aufgeführt wird.

Während im ersten Teil des Buches die theoretischen Fragen der Fachsprachenlinguistik behandelt werden, sind die Kapitel 7 und 8 ihrer Anwendung in der Praxis gewidmet, und das in zwei Bereichen: in der Fachlexikografie und im fachsprachlichen Unterricht. Roelcke setzt dabei die (fachliche) Wörterbuchforschung in den Mittelpunkt, er selbst stellt aber die Frage nach der Bestimmung der Fachlexikografie im Rahmen der allgemeinen Wörterbuchforschung und -typologie. Eine eindeutige Definition von *Fachwörterbuch* ist nämlich nicht vorhanden, fachliches Wissen kann durch unterschiedliche Wörterbuchtypen vermittelt werden. Dementsprechend muss man auch bei einer Fachwörterbuchtypologie mehrere Kriterien berücksichtigen: Der Autor hebt dabei die Rolle des Wörterbuchbenutzers hervor und führt auch eine Typologie auf. Diese wird durch die Gegenüberstellung von Laien und Experten geprägt, sowie auch durch die der Ein- und Mehrsprachigkeit bzw. der präskriptiven und deskriptiven Funktion von Fachwörterbüchern. Besondere Beach-

tung wird auch der Wörterbuchbenutzung geschenkt, diese gelten als die am wenigsten ausgearbeiteten Gebiete der (Fach)Wörterbuchforschung. Roelcke hat zwar nicht die Absicht, diesen Mangel nachzuholen, zeigt aber die Perspektiven, welche Bereiche da als Forschungsgegenstand besonders geeignet sind.

Ein weiteres Gebiet von großer Bedeutung, wo die Fachsprachen praktisch angewendet werden, ist die Übersetzung und der Unterricht. Im Bereich der fachsprachlichen Übersetzung birgt vor allem die *fachlexikalische Äquivalenz* ein Problem: Obwohl manche Fachausdrücke in den einzelnen Sprachen oft etymologisch verwandt sind, tragen sie in diesen unterschiedliche Bedeutungen bzw. verfügen über einen anderen Bedeutungsumfang. Das Problem der fachlexikalischen Äquivalenz betrifft die meisten fachlichen Bereiche, und generiert nicht selten weitere Probleme, u.a. die Übernahme von englischen Fachausdrücken. Das Englische kann nämlich schon seit Jahren als eine Art moderner „Lingua Franca“ in der internationalen fachlichen Kommunikation bezeichnet werden und ist als solche auch Quelle von sämtlichen Fachausdrücken, die eben wegen der oben genannten Gründe (Bedeutungsveränderung, unterschiedlicher Bedeutungsumfang) in viele Sprachen aufgenommen werden. In der Relation des Englischen und Deutschen ist dieses Phänomen u.a. im Bereich der Computersprache deutlich spürbar. Da dieser Fachbereich eine rasche Entwicklung aufweist und die meisten neuen Technologien aus englischsprach-

chigem Gebiet stammen, ist auch der Anteil von englischen Ausdrücken am deutschen computersprachlichen Fachwortschatz entsprechend groß.

Eine Voraussetzung für die Fachsprachenübersetzung sind entsprechende Kenntnisse so im fachlichen, wie im fachsprachlichen Bereich. Diese können im Rahmen des Fachsprachenunterrichts erworben werden, der Autor macht dabei wieder eine Trennung zwischen Laien und Experten, wie auch zwischen Muttersprachlern und Fremdsprachlern. Bei Experten sind nämlich potenzielle Vorkenntnisse anzunehmen, die beim Unterricht als Basis dienen können, bei Laien müssen diese jedoch zuerst aufgebaut werden. Bei Fremdsprachlern müssen wieder zuerst die allgemeinsprachlichen Kenntnisse erworben werden, erst danach kann eine Weiterbildung in die fachsprachliche Richtung erfolgen.

In den letzten drei Kapiteln findet der Leser eine Einführung in die Geschichte der deutschen Fachsprachen, von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Die Entstehung und Entwicklung der Fachsprachen wird dabei vor einem kultur- und technikhistorischen Hintergrund erläutert, sie entwickelten sich nämlich parallel zur Expansion und Differenzierung in den Fachbereichen, durch die das mittelalterliche Leben (und später die Zeiten der technischen Revolution) geprägt wurde: im Handwerk, in den Wissenschaften bzw. in der Technik. Man kann dabei den besonderen Status von zwei Sprachen nicht umgehen, die im Laufe der Geschichte an der Bildung der deutschen Fachsprachen einen bedeutenden Anteil

gehabt haben: das Lateinische im Mittelalter und das Englische in der Neuzeit. Bei Roelcke steht der Einfluss der beiden Sprachen auf das Deutsche im Mittelpunkt, vor allem auf der lexikalischen Ebene: Es ist nämlich der Wortschatz, wo dieser Einfluss am stärksten spürbar ist, in Form von Entlehnungen oder Übersetzungen. Der Autor bietet leider nur eine Perspektive auf das Deutsche als Zielsprache, er verzichtet dabei darauf, es als Ausgangssprache darzustellen. Die deutsche Sprache als Amtssprache in den Ländern der mitteleuropäischen Region war nämlich lange Zeit Quelle nicht nur von gemeinsprachlichen, sondern auch fachsprachlichen Ausdrücken für die Sprachen in dem erwähnten Raum.

Die geschichtliche Übersicht wird durch einige Beispiele von deutschen Fachsprachen ergänzt, es handelt sich dabei um die Fachsprache der Medizin und die der Kraftfahrzeugtechnik. Bei ihrer Beschreibung werden jene Gesichtspunkte berücksichtigt, die bereits im ersten Teil des Buches ausführlich behandelt worden sind: die Fachgliederung, die charakteristischen Textsorten und die spezifischen Eigenschaften im Wortschatz. Beide Fachsprachen verfügen über Eigenheiten, durch die sie auch für Laien leicht erkennbar sind, besonders im lexikalischen Bereich. Die deutsche Fachsprache der Medizin ist durch den lateinischen bzw. griechischen Wortschatz geprägt, dieser wird jedoch der morphosyntaktischen Struktur des Deutschen angepasst. Das gilt auch für das Englische, welches neben der medizinischen

Fachsprache vor allem in den technischen Fachsprachen in starkem Maße Anwendung findet.

Fazit: die Zielsetzung des Autors, eine Einführung in die Grundlagen der fachsprachlichen Forschung zu bieten, wurde durch die Erörterung und ausführliche Beschreibung der wichtigsten Problemkreise der Fachsprachenlinguistik vollkommen erreicht. Als Nachteil könnte erwähnt werden, dass die Beziehung von Fachsprachen zur Gemeinsprache nicht behandelt wird. Die Fachsprachen ermöglichen zwar die beste Erkenntnis von Fachinhalten, auf der anderen Seite bilden sie aber gleichzeitig eine Barriere, das Fachwissen ausreichend zu vermitteln; diese Doppelseitigkeit bedeutet für die fachsprachenlinguistische Diskussion bis heute ein ungelöstes Problem. Abgesehen davon, obwohl die Disziplin Fachsprachenlinguistik von den theoretischen

fachsprachlichen Konzeptionen bis zum fachsprachlichen Unterricht viele Bereiche umfasst, gelingt dem Verfasser, einen umfassenden Überblick darüber zu geben, so auf theoretischer wie auch auf praktischer Ebene. Er verzichtet dabei darauf, ein komplexes Bild darzustellen, wegen der Vielfalt der deutschen Fachsprachen wäre das auch nicht möglich. Roelcke stützt sich auf die neuesten Forschungsergebnisse in der Fachsprachenforschung, zeigt aber gleichzeitig auch Richtungen für die weitere Entwicklung. Das Werk von Thorsten Roelcke lässt sich als Basisliteratur im Bereich der germanistischen Fachsprachenlinguistik empfehlen, die ausführliche Bibliografie am Ende des Buches kann sich jedoch auch bei der Suche nach weiteren Nachschlagewerken als nützlich erweisen.

Attila Mészáros (Komárno)

Wierlacher, Alois; Ehlich, Konrad; Eichinger, Ludwig; Kelletat, Andreas F.; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies. München: iudicium, 2004 (Bd. 30, Sprachenpolitik). 486 S.

Das Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 2004 widmet sich eigentlich erneut der schon Mitte der 90er Jahre heiß diskutierten Frage: Quo vadis, DaF? Der Untertitel „Intercultural German Studies“ weist darauf hin, dass

die alte Diskussion um eine weitere Dimension erweitert wurde: Spielt DaF bei der auf die englische Sprache fixierten globalisierten Welt noch irgendeine Rolle? Überhaupt, kann Germanistik noch in deutscher Sprache

¹ Die Rezension erschien als Erstveröffentlichung in: Info DaF, 34. Jg. Nr. 2/3. April/Juni 2007, S. 329-331.

betrieben werden? Oder wird auch hier das Englische die Kommunikation übernehmen?

Am Anfang möchte ich einen kurzen Überblick über den ganzen Band geben. Mehr als die Hälfte des Bandes besteht aus zwei großen Teilen: aus einem „Allgemeinen Teil“ und einem „Thematischen Teil“. Im allgemeinen Teil geht es vor allem um Fragen der Forschung der Wissenschaft Germanistik, um die Wissenschaftlichkeit der Germanistik bzw. DaF sowie darum, wie die wissenschaftliche Position dieser Studien bewahrt werden könnte. Zu diesen Themen äußern sich namhafte Professoren wie *Alois Wierlacher*, *Regina Bendix*, *Andreas F. Kelletat*, *Marie-Claire Hooch-Demarle*, *Dietrich Krusche* und *Klaus von Schilling*. Im thematischen Teil wurden Schriften zur Sprachpolitik von *Konrad Ehlich*, *Hans-Jürgen Krumm* (sogar mit mehreren Beiträgen), *Franz Stark*, *Ahti Jäntti*, *Burkhard Issel*, *Andreas F. Kelletat*, *Alexis Ngatcha* und *Rachid Jai-Mansouri* veröffentlicht. Darauf folgt das „Forum“, in dem drei verschiedene Themen des DaF-Unterrichts angesprochen werden: die „Filmlesefähigkeit“ (Autor: *Thomas Bleicher*), die Reiseliteratur in der interkulturellen Literaturwissenschaft (Autor: *Karl Esselborn*) und die Darstellung der Wiedervereinigung in DaF-Lehrwerken (Autorin: *Minna Maijala*). Im Teil „Berichte“ kann man über die Reform des Germanistikstudiums in Marokko lesen (Autor: *Rachid Jai-Mansouri*) sowie über den Arbeitskreis Interkulturelle Germanistik in China (von *Barbara Dengel* und *Yan Yao*), über eine

Partikelforschung (von *Eugen Wenzel Faucher*) und einen Kongress über Semiotik und Humanities (von *Roland Posner*).

Die Dokumentation enthält die Jahresbibliografien nach Schwerpunkten geordnet und die Mitteilungen der KMK. Zum Schluss folgen acht Rezensionen, wo Bücher zu Themen der Gegenwartsliteratur sowie über Literatur und DaF-Unterricht, über die Globalisierung und die Zukunft der deutschen Sprache, internationale Wirtschaftskommunikation sowie das Deutsch-Ungarische Wörterbuch zur Substantivvalenz von Peter Bassola besprochen werden.

Bei einem so reichen Angebot an interessanten Beiträgen ist es in einer Rezension unmöglich, jeden Beitrag einzeln zu würdigen. So möchte ich hier nur auf die Texte eingehen, die meines Erachtens aus der Perspektive einer nicht-muttersprachlichen DaF-lerin bzw. aus der Sicht der Zukunft der Germanistik und DaF als besonders wichtig erscheinen. Schon im Vorwort – wo darauf hingewiesen wird, dass im Jahr 2004 der 30. Band der Periodika erschienen ist – wird von *Alois Wierlacher* auf die Tatsache hingewiesen, welche Herausforderung die Globalisierung für die Germanistik bedeutet. In seinem Beitrag über die Professionalität werden die Zeichen dieser Probleme deutlich gemacht. Wenn Wissenschaftler ihre Publikationen nur noch auf Englisch veröffentlichen, kann das auf die Sprache der Wissenschaft verheerende Folgen haben. (Es wird unter anderem erwähnt, „in Deutschland gibt es keine Zeitschrift für Chemie

mehr, die deutschsprachige Artikel annimmt“, S. 25.) So stellt sich die Frage, warum man noch überhaupt Deutsch lernen oder Germanistik studieren sollte. Um dieser Tendenz entgegenwirken zu können, sollte neu definiert werden, was Germanistik als Studium bedeuten könnte. Im Beitrag wird dabei immer über „interkulturelle Germanistik“ gesprochen, die als „ein Dach- und Fachbegriff“ verstanden werden sollte, wo „die Sprach- und Literaturstudien sowohl mit der Landeskunde als auch mit der Xenologie und der Kulturkomparatistik zu einer gegenwartsorientierten Fremdkulturwissenschaft mit Eigenschaften einer vergleichenden Kulturanthropologie verbunden werden“ (S. 19). Zur Realisierung der Neudefinierung des Faches werden zehn Vorschläge dargestellt.

Über die umstrittene Rolle der Landeskunde innerhalb der Germanistik kann man im Beitrag von Klaus von Schilling lesen. Er meint, „auch hier sind die Klagen über die Landeskunde alt, ebenso wie die nicht immer hilfreichen Versuche, ihr wissenschaftstheoretisch auf die Beine zu helfen; zwischen Faktenhuberei und weihevoller Kulturwissenschaft angesiedelt, dümpelt die Landeskunde vor sich hin und wird in der Praxis – sowohl in der Lehrer- wie in der Übersetzerausbildung – häufig recht hilf- und lieblos absolviert“ (S. 109). Der Autor betont die Wichtigkeit der Landeskunde beim Verstehen von Sachverhalten bzw. beim Kulturverstehen als Fundament.

Um die Erneuerung der Germanistik verwirklichen zu können, sollte, ja

müsste eine entsprechende Sprachpolitik durchgeführt werden. Auf die Mangelhaftigkeit der Sprachpolitik in Deutschland weisen mehrere Beiträge hin. Im Artikel von Konrad Ehlich und Hans-Jürgen Krumm wird aber auch Kritik gegenüber der muttersprachlichen Sprecher formuliert: „Gerade die Sprachloyalität der Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen gehört ohne Zweifel gegenwärtig zu den heikelsten Aspekten der sprachlichen Gesamtsituation“ (S. 133). Franz Stark formuliert seine Kritik noch schärfer: „Zum Beispiel schwächt es auf Dauer die Position der deutschen Sprache [...], wenn wir selbst ohne Not Sprachverzicht üben in Situationen, in denen es berechtigt und angemessen ist, die deutsche Sprache zu gebrauchen“ (S. 149). Im Beitrag kann man nachvollziehen, wie viele Chancen in der deutschen Sprachpolitik vertan wurden, um die Position der deutschen Sprache mindestens hier in Europa zu unterstützen. Als Gegenbeispiel wird Frankreich erwähnt, wo die eigene Sprache effektiv geschützt wird. Die Medienpolitik spielt auch eine ganz wichtige Rolle: Wenn nämlich in Europa z.B. im Fernsehen nur noch amerikanische Filme zu sehen sind, stärkt die Tendenz, dass Sprachlerner nur noch Englisch wählen. Die Autoren, die ihre Kritik über die Sprachpolitik äußern, wollen nicht gegen die Realität kämpfen, es geht nicht um „Deutsch und Englisch – zwei feindliche Brüder“, wie es im Titel des Beitrags von Hans-Jürgen Krumm steht, „in Europa geht es also nicht darum, das Englische [...] zu bekämpfen – Englisch gehört [...] zur

Grundausrüstung, die Menschen heute brauchen“ (S. 165). Aber wenn nur noch Englisch als Fremdsprache erwartet und daher nur sie gelernt wird, führt das zu einer globalen Einsprachigkeit. Die Realisierung der von der Europäischen Union deklarierten Mehrsprachigkeit ist gar nicht so einfach. Sie ist aber – wie Hans-Jürgen Krumm schreibt – die Grundlage dafür, dass die EU überhaupt funktioniert: „Die EU hat erkannt, dass die Bürger den Prozess der europäischen Integ-

ration nur dann akzeptieren werden, wenn ihre Muttersprache legitimiert und anerkannt, gefördert und verwendet wird, und zwar nicht nur in einem nationalen Ghetto, sondern als Bestandteil der supranationalen Entwicklung“ (S. 166).

Im Band sind nicht nur wichtige Impulse, sondern auch sinnvolle Vorschläge zu finden, deshalb empfehle ich jedem, dem die Zukunft des Faches wichtig ist, die Beiträge zu studieren.

Katalin Petneki (Szeged)

